Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine

Band: 54 (1972)

Heft: 1

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 06.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

AZ 8712 Stäfa

Nr. 1 7. Januar 1972

SFB SCHWEIZER FRAUENBLATT

SCHWEIZER FRAUENBLATT - Unabhängiges Informationsorgan für Fraueninteressen und Konsumentenfragen

53. Jahrgang — Erscheint jeden zweiten Freitag — Abonnentenverwaltung, Inseratenregie und Druck: Buchdruckerei Stäfa AG, 8712 Stäfa am Zürichsee, Tel. 01 73 81 01, Postcheckkonto 80 - 148

Das Klischee vom «Ewig-Weiblichen»

Das Bild der Frau aus katholischer und evangelischer Sicht

«Das Bild der Frau» heisst ein beliebtes Konferenzthema, so beliebt, dass es allmählich langweilig wird. Dass man aber nicht zuletzt auch auf den Tagungen der evangelischen und katholischen Akademien die Frage nach dem Bild der Frau heute stellt, deutet darauf hin, dass unsere Epoche einfach kein klares Bild hat und dass man um ein für die meisten einigermassen verbindliches Leitbild ringt.

... so ihres Mannes Will und Befehl unterworfen ist

Auch schon früher war es ein beliebtes Gesellschaftsspiel zu definieren, was eigentlich eine «Frau» sei. 1739 heisst es im «Nutzbaren, galanten und curiösen Frauenzimmerlexikon»: «Frau oder Weib ist eine verehlichte Weibsperson, so ihres Mannes Will oder Befehl unterworfen ist und die Haushaltung führt. Es mag selbige auch noch so geringen Standes und Herkommens sein, so tritt sie doch zugleich mit in die Würde ihres Mannes und geniesset gleiche Jura mit ihm.» Der aufgeklärte Verfasser fügt hinzu: «Der alberne Streit, ob die Weiber auch Menschen sind, ist längst beigelegt.»

Die zarte Rebe

100 Jahre später bietet sich im nunmehr Damenlexikon geheissenen Werk keine Definition an, aber der Verfasser schwärmt unter dem Stichwort «Frau» von der «zarten Rebe», die sich um die «starke Ulme», den Mann, emporrankt. 1830 war des Weibes «schönster Beruf, dem Hauswesen sorgsam und fleissig vorzustehen». 1930 heisst es im Grossen Meyer: «Die Stellung des Weibes richtet sich bei den verschiedenen Völkern nach den Begriffen des Mannes von ihrem Wert.» Damit zeichnet dieses Lexikon in beispielhafter Kürze das alte, noch heute weit verbreitete Bild der Frau: es ist abgeleitet vom Mann. Wer aber heute ein *neues* Bild der Frau vor Augen hat, sieht die Frau als eigenständige Persönlichkeit, die ihren Wert aus ihrem Menschsein erhält, einem Menschsein, das auch der Mann, nur anders, hat. Mann und Frau sind auf einander zu bezogen, aber die Frau ist nicht mehr die Gehilfin, die zarte Rebe — um mit dem Biedermeierlexikon zu sprechen, sie tritt auch nicht mehr in die gleiche Jura, sondern sie hat, laut unserm neuen Familienrecht die gleichen juristischen Rechte und nach dem Grundgesetz die gleichen politischen Rechte wie der Mann.

Unsicherheit allenthalben

Das klingt alles einfach. Aber in der allgemeinen Meinung ist es verwickelter. Denn die jahrtausendalte Vorstellung von der Gehilfinnenrolle der Frau hat sich nicht zuletzt auf das alte Testament und seine Schöpfungsgeschichte stützen können. Stellung und Leitbild der Frau sind heute immer noch zwielichtig. Im vielfältigen gesellschaftlichen Mosaik ringen zwei Hauptmeinungsmuster um Geltung: das neue der beruflich tüchtigen Frau und Partnerin und das alte Leitbild der Hausfrau und Mutter, der Gehilfin im Erwerbsleben. Selbst in Kreisen der Universität findet man folgende Haltung, die ein Professor, zitiert von der Vorsitzenden des Deutschen Akademikerinnenbundes, nüchtern folgendermassen kennzeichnet:

«Die Haltung des Lehrkörpers einer Universität wird oft entscheidend von einem historisch-gesellschaftlich bedingten Frauenstereotyp bestimmt, von einem präformierten, von der Erfahrung fast unabhängigen und zum Teil sogar durch konträre Erfahrungen nicht korrigierten Bild von der Beziehung des weiblichen Geschlechts zur Wissenschaft.» Das Frauenbild ist heute — man braucht gar nicht erst an die Illustrierten zu denken — in der Tat weitgehend unabhängig von der Erfahrung, verworrene Vorstellungen vom Wesen der Frau fussen auf vorgefassten Meinungen, deshalb auch die widersprüchlichen Aussagen und Beurteilungen: abwechselnd wird die Hausfrau in den Himmel gehoben, dann wieder die Berufsfrau, kurz alles zeigt an, dass niemand weiss, welche der vielen möglichen «Rollen» der Frau zu bejahen oder zu verneinen sind. Kein Wunder, dass Unsicherheit am Selbstgefühl von Frauen und Männern nagt.

Aus katholischer Sicht

Da bieten sich zur rechten Zeit zwei Auffassungen an, einmal aus katholischer, dann aus evangelischer Sicht, die hochwillkommene Schneisen in den Begriffsdschungel schlagen und der so notwendigen Begriffsabklärung denkbar nützlich sind. In ihrem Buch: «Das Bild der Frau heute», erschienen im Haus der Katholischen Frauenarbeit, schreibt Elisabeth Gössmann: «Was wir heute brauchen, ist ein revidiertes christliches Frauenbild, das von den neuen positiven Erfahrungen der Frau ausgeht.» Frau Gössmann deckt den Widerspruch auf zwischen dem was die Frau heute tut und dem zugrundeliegenden Frauenbild, das die Frau auf die blosse Mütterlichkeit einengt. Sie stellt im Gegenteil fest: «Aber die Frau ist nicht nur mütterlich. Es geht heute um die Wesensform des Frauseins. Frausein ist unableitbar vom Mann.» Hier ist die ganze Begriffsbestimmung des Grossen Meyer vom Jahre 1930 vom Tisch gefegt. Nach Frau Gössmann muss man sich nicht an die Genesis-Stelle von Adams Rippe halten, sondern an die andere Stelle, dass Gott den Menschen als Mann und Weib erschuf.

Weil es um die Ueberwindung falsch aufgestellter Gegensätzlichkeiten geht, gelangt man zu einer Entmythologisierung des Bildes von der Frau. Wörtlich: «Jede falsche Verklärung der Frau, besonders religiöser oder erotischer Art, wird damit abgebaut. Die Frau selbst kann auf keinen Fall aus der Idee des Ewig-Weiblichen existieren, sondern nur aus einer Menschlichkeit, wie sie in den so menschlichen Geheimnissen des christlichen Glaubens verankert sind. Man darf um der Symbolhaftigkeit willen nicht das konkrete Leben der Frau überspringen.» Nach Frau Gössmann ist Beruf vereinbar mit dem Frausein. Die neuen Eigenschaften, Klarheit, Logik, Sachlichkeit, kurz das technische Ethos, welches der Beruf verlangt, stehen nicht in Widerspruch zum Wesen der Frau, sondern wirken in Richtung auf einen Ausgleich der Gegensätze zwischen Mann und Frau, ja sie begründen, richtig angesetzt, eine neue Spiritualität der Arbeit.

Aus evangelischer Sicht

Anders, doch ähnlich die bedeutende evangelische Sicht, wie sie der Hamburger Theologe *Hermann Ringeling* in seinem Buch «Die Frau zwischen gestern und morgen», erschienen im Furche-Verlag, ausbreitet. Wie Frau Gössmann räumt Ringeling mit veralteten Vorstellungen auf. Von dem lapidaren Satz ausgehend: «Es gibt keine Frauenfrage mehr» untersucht Ringeling die historischen Gründe für das Entstehen des Faktums Gleichberechtigung in der ganzen Welt. Die Diskussion um die Zulassung der Frau zum Pfarramt veranlasst Ringeling, nach einem ausgezeichneten Ueberblick über die wechselnden Frauenbilder der Vergangenheit, sich mit der sozialtheologischen Seite der Gleichberechtigung zu beschäftigen. Auch Ringeling kommt zum Schluss, dass die Werke des Menschen geschlechtslos sind, dass alles auf das Menschentum der Frau hinauslaufe und nicht auf das alte Klischee vom Typisch-Weiblichen. Wörtlich sagt er: «Es kann nicht gegen das Recht der Frau auf Gleichberechtigung ausgespielt werden, dass es innerhalb der Bibel selbst noch nicht dazukam, und war es gestern noch gerechtfertigt, dass der Mann patriarchalisch über die Frau herrschte, und war es nur ungerechtfertigt, dass er ihr die Bildungsmittel verweigerte, die ihr zu einem Schritt in die Richtung Mündigkeit verholfen hätten, so ist eine solche Herrschaft heute nicht gerechtfertigt. Das Ja zur Gleichberechtigung ist nicht abstrakt zu begreifen. Es ist ein geschichtliches, allerdings nicht rückgängig zu machendes Ja. Dieses Ja schliesst auch die Einführung der Frau ins Pfarramt ein.»

Frau Gössmann formuliert den gleichen Gedanken so: «Das kirchliche Selbstverständnis der Frau ist identisch mit dem Selbstverständnis des Laien in der Kirche.»

Wenn konservative Kräfte wie die Theologen sich so modern, ja avantgardistisch äussern, dann besteht Hoffnung, dass die Frauen sich an diesen kühnen, aber wirklichkeitsnahen Leitbildern orientieren. Im gemeinsamen Grund des Menschlichen, in einer Vergeistigung der jeweiligen Arbeit, sei sie manuell, sei sie anderer Art, kann die Frau neuen Daseinssinn gewinnen. Neues Verständnis der Ehe, der Familie, der unverheirateten Frau wird sich, wenn nicht ohne Umwege, so doch höchstwahrscheinlich in einem Umformungsprozess der öffentlichen Meinung herauskristallisieren. Wir haben Grund dankbar zu sein, dass gerade die christliche Sicht heute so zukunftsweisend ist.

Dr. Gabriele Strecker

Die christliche Sicht zum «Bild der Frau» ist ermutigend fortschrittlich.
(Foto P. Stähli)

Zum 175. Geburtstag von Annette von Droste-Hülshoff

(sfd) Wer dem Nordufer des Bodensees entlang reist, der versäume nicht, beim uralten Städtchen Meersburg haltzumachen und dort unbedingt die sagen- und legendenumwobene, zur Merowingerzeit (7. Jahrhundert) angelegte Meersburg aufzusuchen und die Räume zu besichtigen, in denen Deutschlands grösste Dichterin, *Annette von Droste-Hülshoff*, die letzten sieben Jahre ihres einsamen Lebens (1841 bis 1848) verbracht hat. Man liess alles so, wie es war, als sie ihre drei Gemächer im Südturm, das Arbeitszimmer, das Sterbezimmer, das Gedächtniszimmer, für immer verlassen musste. Auf dem örtlichen Friedhof liegt sie begraben. Ihr Geist aber lebt in den drei Räumen fort, in den Dingen, die sie einst liebte und berührte: im Kachelofen, den sie setzen liess, im Liegestuhl, auf dem sie ihrem Gedichtband «Das geistliche Jahr» die vollendete Form gab, in den Bildern ihrer Angehörigen, ihres teuersten Freundes Levin Schücking, der nur durch sie in die Literaturgeschichte eingegangen ist, und vor allem aber im roten Turmzimmer mit dem die Weite öffnenden Fenster, an dem die Dichterin, versunken in ihre unauslotbare Seelentiefe, so gerne sass und Gedichte schrieb.

Ihre Heimat war nicht Meersburg, sondern das westfälische Münsterland, wo sie, unweit von Münster selbst, auf dem Stammsitz ihrer Ahnen, Hülshoff, am 10. Januar 1797 geboren wurde und unter strenger Obhut aufwuchs. Die grosse Einsamkeit des Gutes mit ringsum weiter Heide, mit Wiesen, Moor, Wäldern und viel Wasser prägte ihr von Kind auf empfindsames, zu Träumen und Fantasieren, Sinnen und Suchen neigendes Gemüt.

Zart besaitet und auch körperlich nicht überaus robust, nahm Annette diese Dinge alle mit feingeistig ausgestatteten, erstaunlich genau und klug beobachtenden Sinnen wahr und spann sie weiter, nach Wesen und Geheimnissen forschend, die sich da verbargen, nach Bösem, das sich wohl in der Dunkelheit, in den Nebeln über den Mooren zu grauer Zeit ereignete. Annettes Einsamkeit war produktiv, sie lehrte sie das Alleinsein auszuwerten, schleichende dumpfe Mären wahrzunehmen, und was man ihr auf den verstreuten Höfen erzählte ins Lebendige umzusetzen. Ihre späteren Freunde liessen sich von ihr solche Geschichten erzählen. Ludwig Uhland, die Brüder Grimm und andere. Das Geheimnisvolle wie die nackte Wirklichkeit berührten sie zu gleichen Teilen, was man wissen muss, um die Wesensart der Droste, wie sie in ihren Dichtungen, Prosa und Lyrik zum Ausdruck kommt, ganz zu verstehen.

Ihre herbe und zugleich feinempfindende, sensitive Geistigkeit hat zwei Gesichter, das romantische und das durchaus sinnenstarke realistische, und beiden ist sie als Dichterin und als Mensch verpflichtet. Ihr sehr aufnahmefähiger Intellekt verlangte nach ernsten Studien, wie ihre visionäre Höhen- und Tiefenschau nach Beseelung. Beides war ihr gewährt. Neben ihrem Streunen im Gelände trieb sie Studien, schrieb an ihrem immer wieder überarbeiteten «Geistlichen Jahr» und war längere Zeit in der Schweiz auf Besuch bei Schwester und Schwager Joseph von Lassberg auf Schlass Eppishausen, die dann auf die Meersburg umzogen und die Annette, der der mildere Süden bitter nötig und bekömmlicher war als der kaltneblige deutsche Norden, zu sich ins Haus aufnahmen, wo sie sich ganz ihrem Sinnen, Träumen, Dichten und Denken hingeben konnte.

Hier erreichte denn auch ihre mit der Liebe zu Schücking, der im Hause als Bibliothekar ihres Schwagers tätig war, sich steigernde dichterische Kraft ihren Höhepunkt. «...mein Talent steigt und stirbt mit deiner Liebe...», hatte sie nach seinem Abschied an ihn geschrieben, und als diese traumekstatisch erlebte Liebe in die Brüche ging, hielt der zarte Körper der im tiefsten Herzen getroffenen Frau dem Ansturm der enttäuschten und gekränkten Gefühle nicht stand, er begann langsam, aber stetig zu zerfallen. Der Tod nahm am 24. Mai 1848 die arme, innerlich überreiche Frau zu sich. Geblieben ist ihr Werk, sind ihre krafterfüllten, einen beispiellosen seelischen Reichtum, ihre inneren Höhenflüge, Sehnsüchte, Leidenschaften wundervoll widerspiegelnden, zu den schönsten der Weltliteratur zählenden Gedichte («Das geistliche Jahr», «Letzte Gaben» usw.). Volkstümlich geworden sind vor allem die Balladen, darunter «O, schaurig ist's, übers Moor zu geh'n», auch einzelne Prosaschriften, besonders aber die grossartige, schaurig-schöne Novelle «Die Judenbuche».

Wer sich über das Leben dieser grossen Dichterin eingehend informieren möchte, der lese unbedingt das Buch von Mary Lavater-Sloman «Einsamkeit», das die beste aller bisherigen Auskünfte gibt.

Otto von Burg

SCHWEIZERISCHE LANDESBIBLIOTHEK
BIBLIOTHÈQUE NATIONALE SUISSE

Die Problematik der Sexualerziehung

Zu einer Tagung in Luzern

Der heranwachsende Mensch sieht sich heute in eine Umwelt hineingestellt, die ihn mit Problemen konfrontiert, welche er zufolge seiner entwicklungsbedingten Situation oft weder begreifen noch schadlos verkraften kann. Dies trifft besonders auf die sexuellen Fragen zu. Die Durchführung einer Arbeitstagung, welche sich umfassend mit der Sexualerziehung im Rahmen einer Gesundheitserziehung auseinanderzusetzen suchte, kam deshalb einem allgemeinen Bedürfnis entgegen. Das Thema einer solchen Tagung in Luzern umfasste sowohl sozial- wie auch präventivmedizinische Aspekte. Es eignete sich deshalb bestens für eine erste gemeinsame Veranstaltung der beiden Schweizerischen Gesellschaften für Sozial- beziehungsweise Präventivmedizin unter der Leitung ihrer Präsidenten PD Dr. med. *B. Luban-Plozza* und Professor Dr. med. *M. Schär*. Die Fusion der beiden Organisationen dürfte in Zukunft ein erweitertes Wirken in den verwandten Aufgabenkreisen ermöglichen.

Die Vielschichtigkeit der Teilnehmerschaft, welche sich zu 60 Prozent aus Pädagogen, 20 Prozent Aerzten, ferner Seelsorgern, Sozialarbeitern, Psychologen, Vertretern der Behörden und anderen am Thema Interessierten zusammensetzte, spiegelte sich wider in den entsprechenden Vortrags- und Diskussionsbeiträgen, fand sich jedoch in einem weitgehend einmütigen Bekenntnis zusammen, das die Notwendigkeit einer Neuorientierung einer sowohl den Eltern wie auch der Schule in Auftrag zu gebenden Sexualerziehung einsieht. Wenn auch die Meinungen über das Vorgehen begreiflicherweise oft auseinander gingen, kristallisierten sich doch gemeinsame wegweisende Punkte heraus. In der Klarstellung des Begriffes Sexualerziehung trat bereits die nicht allein biologische, sondern in vermehrtem Masse auch psychologische, pädagogische, individual- wie auch sozialethische, ja sogar politische Bedeutung solcher Massnahmen in Erscheinung. In unserer vorwiegend einem oberflächlichen, kurzlebigen Genuss frönenden, wahl- und verantwortungslos manipulierenden Konsumgesellschaft, deren Sexflut in einem erschreckenden Gegensatz zum Mangel an echter Liebe steht, in der der Mensch sich kaum als Ganzheit erleben oder engagieren kann, läuft der junge Mensch Gefahr, sich an falschen Lebens- und Leitbildern zu orientieren und letzten Endes selbst in seinem persönlichsten Bereiche nur noch zu einem triebverhafteten Konsument statt zu einem sozial- und partnerschaftlich verantwortlichen Glied der menschlichen Gemeinschaft zu werden. Die Heranwachsenden, in körperlicher Frühreife einer entsprechenden charakterlich-seelischen Entwicklung ermangelnd, sind durch solche Versuchungen besonders bedroht.

Vorbild im mitmenschlichen Kontakt

Der Tatsache entsprechend, dass die Sexualerziehung sich weder von einer ganzheitlichen Erziehung isolieren noch ohne schwerwiegende Folgen vernachlässigen lässt, ja dass sie zugleich auch Sozialerziehung bedeutet, sind alle mit der Erziehung Beauftragten zu einem stärkeren Engagement zum Schutz unserer Jugend aufgerufen. Ein besonderer Appell geht an die Eltern, sich ihrer grossen Verantwortung wieder neu bewusst zu werden und ihren unerlässlichen Erziehungsbeitrag durch umsichtigere Betreuung der Kinder sowie eine engere Zusammenarbeit mit den Lehrkräften, allenfalls auch mit Aerzten und Seelsorgern zu leisten. Eine ganz besondere Bedeutung fällt auch heute noch den *Müttern* zu. Ihre Verhaltensweise dem Kinde gegenüber, ihre Sorge um Geborgenheit und Liebe, ihr Vorbild im mitmenschlichen Kontakt sind entscheidend notwendige Beiträge zur Selbstverwirklichung des kindlichen Charakters und seiner Orientierung in der Welt.

Möglichkeiten der Schule

Angesichts der erschreckend hohen Zahl erziehungsschwacher, ja -unfähiger Familien und der daraus erwachsenden Gefahr verschärfter Generationenkonflikte mangels verantwortungsbewusster Charakter- und Lebensführung von seiten der engsten Angehörigen ist der Ruf nach einer entsprechenden Hilfe von seiten der Schulen nur zu verständlich, zumal die erwünschte verbesserte Elternschulung mangels geeigneter Lehrkräfte und ausreichender Dokumentation noch zu wünschen übrig lässt. Zufolge der psychologisch verständlichen Schranken zwischen Eltern und Kindern sind der unbefangeneren Schule zudem die Möglichkeiten einer umfassenderen, weitere Kreise erreichenden Aufklärungs- beziehungsweise Erziehungsarbeit gegeben, wobei medizinische Fachleute — weniger als Dozenten als vielmehr in beratender Funktion — den Pädagogen wertvolle Hilfe bieten können.

Die dem Menschen angeborene — und nicht nur dem Kinde eigene — Neugier auch im sexuellen Bereiche, in der Jugend oft schubweise durch äusseren Anlass geweckt, sollte schon beim Kleinkind frühzeitig wahrheitsgetreu, doch dem Alter und dem kindlichen Verständnisvermögen angepasst, befriedigt werden. In einem schrittweisen, in enger Zusammenarbeit mit den Eltern wie auch im interdisziplinären Gespräch aufgebauten, zur eigentlichen Lebenshilfe gestalteten Wirken könnten die erforderlichen medizinischen, pädagogischen und sozialen Aspekte ausreichend berücksichtigt, das harmonische Einordnen in die menschliche Gemeinschaft erleichtert und einer Enthumanisierung des Unterrichts entgegengewirkt werden.

Humanbiologie als Chance der Schule sowie eine individual- und sozialethische Führung durch die Seelsorge dürften die Rolle der Tabus wieder ins rechte Licht rücken und ihren nicht nur repressiven, sondern sehr oft auch regulativen und schützenden Charakter anerkennen helfen. Begreiflicherweise beanstanden die Vertreter der Schulen die ihnen wachsend übertragenen Belastungen und zweifeln an der Erfüllung der in sie gelegten Hoffnungen, wissen sie doch aus Erfahrung, wie sehr gerade in diesen Fragen die Persönlichkeit über Erfolg oder Misserfolg solcher Bestrebungen entscheidet, und dass es nicht jeder Lehrperson gelingt, frei von autoritärer Haltung innerhalb dieses komplexen Bereiches die Führung zu übernehmen und die von den Jungen erhofften Weisungen und Massstäbe zu vermitteln.

Entlastung und nicht Belastung

Weder Besprechungen noch Information allein, noch eine restlose Liberalisierung im Sexualbereich oder eine vom Kindergarten bis zur Hochschule systematisch durchgeführte biologisch-hygienisch-technische Information ohne entsprechende Erziehungsarbeit vermögen die vielen Probleme zu lösen. Unser «Nur-Mensch-Sein» wird uns immer wieder in Fehler verfallen lassen, gibt uns aber auch die Chance zu einer Erziehung, die den Schwerpunkt mehr auf das Gewissen als nur auf das Wissen verlegt und im Bestreben um Wahrhaftigkeit den Mut aufbringt, zur rechten Stunde das rechte Wort zu finden.

Sexualerziehung soll nicht zur Belastung, sondern zur Entlastung im Bemühen um eine lebensvorbereitende Schulung der jungen Menschen werden. Ihre Idealform wird wohl nie gefunden und somit ein Wunschtraum bleiben. Massgebend und bleibend wird immer wieder das Verhalten eines jeden Einzelnen wirken, sein Beispiel, sein menschliches Vorbild sowie seine geistig-sittliche Haltung, die — gepaart mit Humor und verstehender Liebe zum Mitmenschen — auch im Sexualbereich die gefährlichen Klippen zu umfahren vermag.

Elisabeth Streich-Schlossmacher

Frauen auf der Schulbank

Genf an erster Stelle

(cpr) Das Studium des 79. Jahrgangs des Statistischen Jahrbuchs der Schweiz (für 1971) ist dank einiger neuer Uebersichten auch in bezug auf speziell die Frauen interessierende Fragen sehr aufschlussreich. Man kann darin eine Zusammenstellung der Abstimmungsergebnisse über die Gleichberechtigung der Frau in Kantons- und Gemeindeangelegenheiten finden. Die Zusammenstellung über die ausgestellten Maturitätszeugnisse gibt ebenfalls interessante Hinweise. So kann man ihr entnehmen, dass 1970 in Genf fast eben so viele Angehörige des weiblichen wie des männlichen Geschlechts ihre Reifeprüfung bestanden haben (147: 159) und in der humanistischen Abteilung (mit Latein und Griechisch) das weibliche Geschlecht sogar die Ueberhand hatte (24:19). In allen anderen Kantonen waren die Männer wie bisher in der Ueberzahl — wenn auch in sehr unterschiedlichem Masse. Im Kanton Neuenburg war das Verhältnis noch relativ günstig (76:108), während im Kanton Schwyz die männliche Uebermacht erdrückend war (17: 112). Dass es jedoch noch Kantone gibt wie Uri, die beiden Unterwalden und Appenzell Innerrhoden, in denen 1970 überhaupt kein Mädchen die Matura bestanden hat, stimmt nachdenklich.

Aber auch das Verhältnis der weiblichen zu den männlichen Hochschulstudenten ist in Genf am günstigsten: 1484:2403. An den übrigen Schweizer Hochschulen machen die Studentinnen nur jeweils etwa ein Drittel bis ein Fünftel der gesamten Studentenschaft aus.

Schliesslich ist auch erwähnenswert, dass ebenfalls in Genf die meisten Dozentinnen zu finden sind, nämlich 34 (von insgesamt 321) voll- und 38 (von insgesamt 347) nebenamtlichen Dozenten.

Ist unsere Ferienordnung unsozial?

P. S. Ein grosser Teil der Schweizer Bevölkerung ist mit dem heute geübten Feriensystem nicht mehr einverstanden. Stellt man auf die Ergebnisse einer Leserumfrage ab, die eine grosse Internationale Ferien- und Reiseorganisation lanciert hat, sind es nicht weniger als 90 Prozent, die nicht mehr wollen, dass sich die Sommerschulferien im ganzen Land auf knapp zwei Monate (Juli/August) konzentrieren.

Von den insgesamt 395 eingegangenen Fragebogen antworteten 307 mit nein auf die Frage «Sind Sie mit dem jetzigen Feriensystem einverstanden?», während 32 für eine Beibehaltung plädierten. Auf die Frage «Würden Sie eine regionale Staffelung des Ferienbeginns begrüssen?» kamen 371 Ja und 22 Nein. 316 der Antwortenden glauben denn auch, dass sie von einer Ferien-Staffelung persönlich profitieren könnten (Vor-/Nachsaisonpreise, Verkehr usw.). Nur 23 sehen darin keinen persönlichen Vorteil. Auch auf die Frage, ob es wünschenswert wäre, wenn mit dem Ferienbeginn zwischen den einzelnen Regionen abgewechselt würde, fand sich eine deutliche Mehrheit: 263 antworteten mit Ja und nur 50 befürworteten eine starre Regelung. Bei der Frage «Mit welchem frühesten und mit welchem spätesten Datum für Ferienbeginn/-ende wären Sie einverstanden?» zeigte es sich, dass extrem früher Beginn, bzw. extrem spätes Ende nicht gewünscht werden. Die Tendenz nach einer Ausdehnung der Ferienmonate auf Juni/Juli/August war aber immerhin deutlich festzustellen.

Zürcher Frauen für ein eigenes Frauengefängnis

In einer Kantonsratssitzung vernahm man bei der Beratung des Geschäftsberichtes des Regierungsrates vom Justizdirektor, dass ein eigenes Frauengefängnis in Zürich nicht geplant ist. Vielmehr sollen die weiblichen Strafgefangenen künftig nach Hindelbank verlegt werden.

Die *Zürcher Frauenzentrale* ersucht nun die Justizdirektion, von einer Verlegung des Frauengefängnisses nach Hindelbank abzusehen, aber bis zu einem Neubau provisorisch die hygienischen Verhältnisse in Regensdorf zu verbessern. Die Zürcher Frauenzentrale sei nach wie vor überzeugt, dass im Raume der ostschweizerischen Konkordatskantone eine Anlage, wie sie für die Männer im Saxerriet geschaffen wurde, auch für die Frauen gebaut werden müsse. Diese Anlage sollte in Stadtnähe zu liegen kommen, damit die Frauen im stufenweisen Strafvollzug (semi-liberté) vor der Entlassung angelernt werden oder in einem Berufe arbeiten können, der ihnen später ein genügendes Einkommen sichert.

Erspriessliche Zusammenarbeit

Schweizerische Altershilfe

pd. Seit der Eröffnung von Beratungs- und Fürsorgestellen in allen Kantonen — ihre Zahl ist bereits auf über fünfzig gestiegen — braucht sich die *«Schweizerische Stiftung für das Alter»* (Pro Senectute) in ihrer Tätigkeit nicht mehr einzig auf die mehrere Tausend zählenden freiwilligen Helfer ihrer kantonalen und regionalen Komitees zu stützen: Diese verfügen nun in den Gegenden, wo eine Beratungsstelle besteht, auch über ein fachlich geschultes und vollamtlich tätiges Personal.

Die annähernd 200 Spezialisten des Sozialdienstes, ohne welche die gewaltig gestiegenen Aufgaben der Pro Senectute nicht mehr bewältigt werden könnten, machen jedoch die Arbeit freiwilliger Helfer nicht unnütz, wohl aber ändern sie deren Rolle: Da sich nun Fachleute und Nichtfachleute in eine gemeinsame Arbeit teilen, drängt sich ein System der Zusammenarbeit auf, das genau geregelt sein muss.

Dem Studium dieser Frage waren die vierten Mitarbeitertagungen gewidmet, die Pro Senectute für ihre ständigen Sozialarbeiter und -arbeiterinnen in Genf (für die Westschweizer) und in Zürich (für die deutsche Schweiz) veranstaltet hat. Es war vor allem die Rede von der Verteilung der Aufgaben, von diesbezüglich bereits gemachten Erfahrungen, von voraussichtlichen Bedürfnissen, von der Information und von den Verfahren, die angewandt werden müssen, um die Arbeit so wirksam wie möglich zu machen.

Bei diesem Anlass hat sich eine andere, sehr nützliche Art von Zusammenarbeit kundgetan: jene verschiedener Organisationen, deren Vertreter die «Schweizerische Stiftung für das Alter» grossmütig an ihren Erfahrungen teilhaben liessen, haben doch neben den drei Mitarbeitern der «Pro Senectute» auch Fachleute des «Centre social protestant» in Genf, der «Caritas», der «Schule für Soziale Arbeit Zürich», der «Pro Juventute» und der «Pro Infirmis» Referate, denen Aussprachen folgten, gehalten.

Einmal mehr bestätigte sich also das gute Einvernehmen unter den grossen sozialen Institutionen mit genauer Zielsetzung, welche heute zum Wohle der ganzen Bevölkerung tätig sind.

Die Leserin hat das Wort

Zum Nationaldienst für Mädchen

Mit Erstaunen habe ich kürzlich den Bericht der Studiengruppe der schweizerischen Frauenverbände über einen «Nationaldienst der Mädchen» gelesen. Es erstaunt mich vor allem,

— *dass ich als Vorstandsmitglied einer kantonalen Vereinigung für Frauenrechte bis vor kurzem keine Kenntnis von einem solchen Projekt hatte,*

— *dass diese Studiengruppe ihre Arbeit schon im Oktober 1970, also Monate bevor die politische Gleichberechtigung der Schweizer Frauen verwirklicht würde, aufgenommen hat, und*

— *dass in der Studiengruppe die jungen Frauen und Mädchen, die vor allem von einem Nationaldienst betroffen wären, nicht vertreten waren.*

Persönlich bin ich gegen einen obligatorischen Nationaldienst, wie im Modell B vorgeschlagen wird. Eine Möglichkeit sehe ich in einem obligatorischen Zivilschutz. Die Ausbildung sollte jedoch, nach einem Grundkurs von etwa zehn bis zwanzig Stunden, der neben Schule, Berufsausbildung und Haushalt möglich wäre, und einem jährlichen Wiederholungskurs von einigen Stunden, nicht mehr Zeit in Anspruch nehmen.

Ich finde vielmehr, dass die bestehende FHD-Organisation so aufgebaut werden sollte, dass sie genug Freiwillige anzuziehen vermag. Die Gründe, warum dies bis jetzt nicht der Fall war, sind meiner Ansicht nach folgende:

1. *Die bis vor kurzem mangelnde politische Gleichberechtigung der Schweizer Frauen.*
2. *Die zu sehr an die Männerarmee angelehnte Organisation des Frauenhilfsdienstes.*

Zu Punkt zwei kann ich aus Erfahrung berichten: Vor etwa zwanzig Jahren trat ich dem FHD bei, besuchte den Einführungskurs und später die Ausbildung zur Gruppenführerin. Ein zu grosser Teil der Zeit wurde, wie mir schien, für sogenannte militärische Ausbildung verwendet, wie Achtungstellung, Grüssen, Marschübungen. Der Fachunterricht kam entschieden zu kurz. Ich gab dieser Meinung bei jeder Gelegenheit Ausdruck, im FHD selber und im kantonalen FHD-Verband. Wie ich später merkte, wurde mir dies von meinen Vorgesetzten bis hinauf zur Dienststelle FHD der Generalstabsabteilung sehr übel vermerkt. Man zweifelte an meiner patriotischen Gesinnung und befürchtete, ich könnte andere Frauen mit meiner Kritik beeinflussen. Es wurde mir nahe gelegt, aus dem FHD auszutreten.

Mein Mann, selber Offizier, schaltete sich in den Briefwechsel mit obgenannter Stelle ein. Die Angelegenheit wurde jedoch bald gegenstandslos, weil wir für mehrere Jahre ins Ausland verreisten. Nach der Rückkehr musste ich wegen Familiennachwuchs ohnehin aus dem FHD austreten. Wie ich von jüngeren Frauen aus meiner Bekanntschaft, die in den letzten Jahren Dienst im FHD geleistet haben, weiss, ist meine damalige Kritik teilweise immer noch gültig.

Mit Genugtuung habe ich daher vor einem Jahr den Bericht Oswald zur Armeereform gelesen. Ich hoffe, dass er auch seinen Einfluss auf den FHD haben wird.

Ich sehe auch nicht ein, warum der eigentliche Chef des FHD's ein Mann sein muss. An dieser Stelle wäre doch eine Frau, die Erfahrung im FHD hat, die verschiedenen Gattungen kennt sowie über Organisationstalent und vor allem über unkonventionelle Ideen verfügt, sicher besser am Platz.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich noch auf einen «Nationaldienst» hinweisen, der seit Jahrzehnten von Frauen in aller Stille und ohne Sold geleistet wird. Ich meine denjenigen der Frauen von Truppenkommandanten. Ich berichte hier auch aus Erfahrung, als langjährige «Ordonnanz» meines Mannes für eine Kompanie, ein Bataillon und ein Regiment. Es würde dem EMD schwer fallen und hohe Kosten verursachen, wenn für diese Aufgabe geeignete Vertrauensleute gefunden werden müssten.

Zusammenfassend möchte ich betonen, dass ich einen Nationaldienst auf freiwilliger Basis wie FHD und ein kurzes Obligatorium im Zivilschutz — die beste Lösung finden würde. Im ganzen aber scheint mir diese Angelegenheit etwas verfrüht aufgegriffen worden zu sein. Warten wir einmal ab, was diese Legislaturperiode in bezug auf die rechtliche Besserstellung der Frau (zum Beispiel Familienrecht) bringen wird. Vielleicht sind wir noch froh um ein Mittel mit dem etwas Druck ausgeübt werden könnte. *Ursula Geissbühler-Hess*

Meine Idee vom Glück: Seinen Anlagen gemäss verbraucht zu werden. *Frank Wedekind*

Kurz gemeldet

Solothurner Regierung verlieh Kulturpreis an Dr. Maria Felchlin, Olten

Der Regierungsrat des Kantons Solothurn hat pro 1971 verschiedene Preise und Auszeichnungen verliehen. Der Kulturpreis im Betrag von je 5000 Franken wurde Dr. *Hans Derendinger* (Olten) für die Förderung der Kunstpflege der Stadt Olten und für sein Wirken als Zeichner und Lyriker sowie Frau Dr. *Maria Felchlin* (Olten) für die jahrelange Redaktion der «Oltner Neujahrsblätter» und ihre Sammlung von Matzendorfer Keramik zugesprochen.

Werben Sie neue Abonnenten für das

«SCHWEIZER FRAUENBLATT»

Wir stellen gerne Probenummern zur Verfügung

«SCHWEIZER FRAUENBLATT»
Postfach 56
8712 Stäfa am Zürichsee
Telefon (01) 73 81 01

Imber

Kühlschrankfabrik

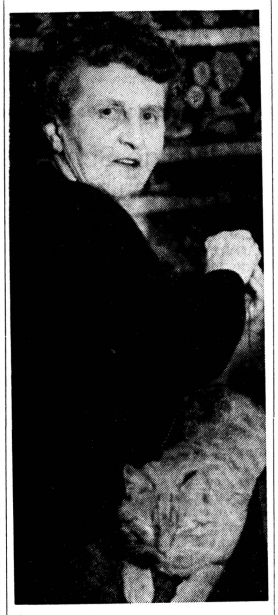
Haldenstr. 27, 8045 Zürich
Telefon (051) 33 13 17

Komplette
Buffet- und Officeanlagen
Kühlschränke
Kühlvitrinen
Glaceanlagen usw.

Karriere im vorgerückten Alter

Die Bildteppichwirkerin Eugenie Hagmann-Schiess

Zwei Gründe geben Veranlassung, diese 71jährige Künstlerin vorzustellen. Sie hat sich den selten realisierten Wunschtraum vieler Frauen tatsächlich erfüllt, nämlich noch in vorgerücktem Alter etwas Selbständiges zu leisten, eine Karriere zu beginnen. Zum andern: Sie wandte sich dem seltenen, unendliche Geduld erfordernden Beruf der Bildteppichwirkerin zu.



Die gebürtige Churerin, Tochter des bekannten Historikers Dr. Traugott Schiess — Herausgeber des bedeutenden Quellenwerks zur Entstehung der Eidgenossenschaft —, wuchs in St. Gallen als einziges Kind in einer Atmosphäre der Harmonie und des geduldigen Forschens auf. Aber die Erinnerung an die Malerähnen, den Grossvater Traugott Schiess und den Urgrossvater Joh. Gottfried Schiess (1815 bis 1905), der in München ein angesehener Maler war, hielten zahlreiche Bilder im Elternhaus wach. Gymnasium, berufslose Jahre im Elternhaus. 1925 Heirat mit dem Kaufmann Othmar Hagmann. Eine einzige Tochter, geselliges Leben, alles vielleicht eine Spur zu bequem, um für den lebhaften Geist dieser Frau auf die Dauer befriedigend zu sein. Sich mit der Rolle der Hausfrau und Mutter zu begnügen, war ihre Sache nicht. Als die Tochter in Zürich zu studieren begann, bedurfte es nur des Anstosses durch die Freundin, die Malerin Klara Fehrlin, dass die 45jährige die Schule des Industrie- und Gewerbemuseums in St. Gallen besuchte und dort das Weben lernte. Schnell drang sie in die kunstgeschichtliche Seite des neuen Handwerks ein. Ein alter Webstuhl ward aufgestöbert, sie besann sich auf ihr malerisches Erbe, und, nachdem sie zunächst Vorlagen anderer Maler benutzt hatte, entwarf sie ihre Bilder selbst.

Sie griff zurück auf die besonders im 17. Jahrhundert zur Blüte gekommene Technik der haute und basse Lisse, wie die königliche Manufaktur in Paris, genannt nach den Brüdern Gobelin, Bildteppiche herstellte, ähnlich Arras, Tournai und Aubusson. Diese Technik ist schwierig — es ist kein Knüpfen wie bei Perser Teppichen, sondern es wird gewoben, richtiger vielleicht gewirkt, indem der Faden analog dem Schiffchen durch den Zettel hindurch fährt, während das Fach von der Hand gebildet wird, indem diese an den Litzen (lisses) die hinteren Fäden nach vorne führt. (Beim eigentlichen Webstuhl wird die ganze Breite auf einmal durchschossen.)

Eugenie Hagmann-Schiess hat den Kampf mit dem widerspenstigen Material, mit den geeigneten Farben, auf härtestem Geduldsweg bestehen müssen. Die Gobelinwirkerei wurde zu dem ihr ganzes Leben beherrschenden Thema, ihr Gatte der verständnisvollste Kritiker. Man muss sie selbst gesehen haben, mit flinken Händen Fäden ziehend vor dem Hintergrund der farbigen Zeichnung, wie sie minutiös und grosszügig an ihren Geschichten «wirkt», wirkt im weitesten Sinn, dabei munter plaudernd, erklärend, dann und wann einen Blick durch das seitliche Fenster auf das Tessin-Tal bei Claro werfend. Eine geborene Geschichtenerzählerin, lebhaft und sprudelnd — nur scheinbar im Widerspruch zu der mühseligsten aller Techniken. Manche ihrer Bilder haben ein Jahr Arbeit gekostet, bei fast täglicher Arbeit. Aber die Frucht solch langer, unzeitgemässer Vertiefung ist dem Beschauer sichtbar.

Ihre Lieblingsthemen entnimmt sie der klassischen Mythologie und dem Alten Testament, seltener sind volkstümliche Motive aus Schweizer Kantonen. Bei Betrachtung ihrer Bilderteppiche, gewöhnlich in Formaten zwischen 90/160 oder 50/140 Zentimetern, manche kleiner, denkt man sofort an die Mosaiken in Ravenna oder an die Decke von Zillis. Kraft und Naivität, hinreissende Erzählergabe, Archaisches und Modernes, immer Lebendigkeit strömt aus ihren Bildteppichen. Ob Odysseus oder Judith und Holofernes, immer sind ihre Figuren aufs Einfachste reduziert. Wieso aber jede einzelne von ihnen individuell sofort erkennbar ist, Stimmung und Gefühl ausatmet, ist Geheimnis ihrer Kunst, das sich auch in der interessanten Andeutung von Häusern und Gegenständen offenbart. Arbeiten von ihr befinden sich in der Hochschule und im Rathaus St. Gallen, im Besitz der Eidgenossenschaft, in Regensdorf und mit sicherm Instinkt hat das Musée d'Art Décoratif in Lausanne sich ihre reizenden «Klugen und Törichten Jungfrauen» ausgewählt.

Seit einigen Jahren lebt Eugenie Hagmann-Schiess mit dem Gatten in einem Rustico in Claro-Cassero, mit Hund, mit Garten, inmitten ererbter Bilder, im Einklang mit der Natur, mit der Geschichte, der Mythologie und dem Alten Testament, das sie modern, weil zeitlos, dünkt. Dass es Menschen gibt, die nicht auf dem *schnellen* Weg künstlerisch tätig sind, sondern echt handwerklich-geduldig obendrein noch «erzählen», ist allein schon berichtenswert. In Claro bei Hagmanns ist man in jedem Sinn bei den Quellen. (Eine Ausstellung der Werke von Eugenie Hagmann-Schiess ist ab 16. Januar bei ihrer Künstlerkollegin Hedwig Neri-Zangger im Alten Amtshaus von Embrach zu sehen.) *Gabriele Strecker*

Maria Simmen - eine Meisterin des Dialogs

Dialekthörspiele sind nicht immer so, dass sie einem unter die Haut gehen. Sie können zu idyllisch, zu bieder, zu hölzern sein. Nicht so die Stücke von *Maria Simmen*. Seit Jahren werden ihre Hörspiele vom Radio DRS gesendet, und eines wie das andere fesselt durch seine Lebensnähe. Wie entsteht diese Lebensnähe, diese Echtheit? Da ist einmal der Dialog, den die Luzernerin Maria Simmen meisterhaft beherrscht. Sie wirft mit diesem Dialog Fragen auf, die in unserem Alltag von brennender Aktualität sind. Aber sie lässt es nicht dabei bewenden, sondern stellt Gedanken hinter das Geschehen, so dass dieses eine eigenartige Plastik, ja eine besondere Tiefe erhält. Maria Simmens erstes Stück «Dr Vetter us Amerika» wurde mit dem Saffa-Preis ausgezeichnet. Es folgten «S schwarz Schof», «Fahr wohl, Familie Treiber», «Kleines Spektrum Liebe», «Nur e Mönsch». Das neueste Stück «O du fröhliche» regte kurz vor Weihnachten zu fruchtbarer Diskussion an. Es war ein wertvoller Beitrag zur Psychologie des Weihnachtfeierns und zeigte all das Ungelöste und Ungereimte, das mit diesem Fest zusammenhängt. Im Mittelpunkt stand die bürgerliche, von allen Seiten gebundene «Frau der Mitte», die nach Alter und Stand heute ein wenig zur Problemfigur geworden ist. *ra-ni*

Bild, Objekt und Dada

Meret Oppenheim in der Galerie d'Art moderne in Basel

Schon seit Jahren hängt in der modernen Abteilung des Basler Kunstmuseums ein Bild, das *Meret Oppenheim* gemalt hat. Dies bedeutet für eine zeitgenössische Malerin immerhin etwas, denn hierzulande entdeckt man ja erst heute, dass auch Frauen eigentlich etwas zu leisten vermögen, wenn man sie etwas leisten lässt.

Die Erfolge sind dieser Künstlerin (Jahrgang 1913) schon früh zuteil geworden und haben nie aufgehört. Anlässlich ihres Studiums in Paris wurde sie von Max Ernst, Hans Arp und Alberto Giacometti aufgefordert, mit den Surrealisten Magritte, Mirò, Man Ray, Max Ernst, Arp, Dali, Tanguy und Kandinsky auszustellen. Das war 1933.

Der Einfluss von Max Ernst war bestimmend im Schaffen dieser Frau. Nach einer lyrischen Epoche begann sie die angedeuteten Gegenstände mehr und mehr zu abstrahieren. Sie probiert immer wieder alle neuen Strömungen aus. In den letzten Jahren sind, oft ironisch gemeinte, Multiples entstanden, und dann wandte sie sich dem «Ding als Objekt» zu. An den entsprechenden Ausstellungen dieser Richtung in Nürnberg und Oslo hat sie sich beteiligt. Doch als roter Faden sind es Surrealismus und Dada, die ihre Richtung bestimmen. — Zum Schluss eines ihrer dadaistischen Gedichte, datiert 1969:

«Ohne mich ohnehin ohne Weg kam
ich dahin ohne Brot / ohne Atem aber
mitnichten mitneffen mit Kaspar /
mit Kuchen so rund war er etwas
eckig zwar / aber ohne Grasbewuchs
mit Narben mit Warzen mit Fingern /
mit Stäben mit vielen O's und wenig
W's/dafür mit ganz enorm wenig viel/
Oh falle du doch in dein Loch oh
begrabe du dich doch selbst und deine
langatmige Hoffnung
gib deinem Ich einen Tritt deinem
Es seinen Lohne / und was von dir
übrig bleibt brate es wie Fischlein
im Oel / du kannst deine Schuhe abstreifen.»

(Die Ausstellung dauert bis 22. Januar.) *Margrit Götz*

DDR will Abtreibung freigeben

In der DDR soll die Abtreibung in den ersten drei Monaten der Schwangerschaft freigegeben werden. Die Regierung der DDR und das Politbüro der Sozialistischen Einheitspartei wollen der Volkskammer einen entsprechenden Gesetzesentwurf unterbreiten. Dies ging aus Berichten der DDR-Presse hervor. Nach dem dritten Schwangerschaftsmonat soll die Abtreibung erlaubt werden, wenn es der Gesundheitszustand der Frau verlangt, oder wenn andere zwingende Gründe vorliegen.

Dr. h. c. Georgine Gerhard gestorben

In Basel ist im Alter von 86 Jahren Dr. h. c. *Georgine Gerhard*, ehemals Lehrerin und Sekretärin am Basler Mädchengymnasium, gestorben.

Neben ihrer Tätigkeit im Dienste der Mädchenbildung, für die sie sich als langjährige Schriftführerin des *Schweizerischen Lehrerinnenvereins* und in mehreren Publikationen einsetzte, trat Georgine Gerhard als Vorkämpferin für das *Frauenstimmrecht* hervor. Sie war Gründungsmitglied der Vereinigung für Frauenstimmrecht Basel und Umgebung. Sie gehörte auch der Schweizerischen Familienschutzkommission und dem Vorstand der Schweizerischen Arbeitsgemeinschaft Frau und Demokratie an. Im Jahre 1933 rief Georgine Gerhard sodann die Basler Hilfe für Emigrantenkinder ins Leben, aus der in der Folge das Schweizerische Hilfswerk für Emigrantenkinder erwuchs.

Ihre Tätigkeit auf humanitärem Gebiet wurde 1961 durch die Universität Basel mit der Verleihung des Ehrendoktortitels der Medizin gewürdigt.

(In SFB Nr. 16 des letzten Jahres wurde das Wirken von Dr. h. c. Georgine Gerhard auf Seite 3 sowie auf der Seite «Frauenstimmrecht» ausführlich gewürdigt.)

rechts § fragen

Ein besorgter Ehemann denkt nach

Es kommt nicht selten vor, dass ein Familienvater sich die Frage stellt, was für finanzielle Probleme entstehen, wenn er plötzlich sterben und seine Frau mit den Kindern allein zurücklassen müsste. Er fragt sich vor allem, was seine Frau eigentlich von seinem Vermögen und von dem, was man im Laufe der Jahre ersparen konnte, einmal erhalten wird.

Für die Beantwortung dieser Fragen müssen wir im Schweizer Zivilgesetzbuch (ZGB) nachschlagen. Es interessieren uns zunächst die Vorschriften über das *Güterrecht* und dann über das *Erbrecht*.

Was sagt das Güterrecht dazu?

Wenn eine Ehe durch den Tod eines der Ehegatten aufgelöst wird, findet zuerst eine güterrechtliche Auseinandersetzung statt. Erst nachher kann dann die Erbteilung durchgeführt werden. Güterrecht und Erbrecht sind zwar theoretisch zwei ganz verschiedene Dinge, doch haben sie praktisch sehr viel miteinander zu tun. Denn beide Gruppen von rechtlichen Vorschriften beeinflussen die finanzielle Lage des überlebenden Ehepartners.

Für die güterrechtliche Auseinandersetzung sind die Bestimmungen über die Güterstände massgebend. Im Normalfall lebt ein Ehepaar unter dem Güterstand der Güterverbindung und für diesen Normalfall soll die Antwort gesucht werden. Zwar kann ein Ehepaar sowohl vor als auch noch während der Ehe einen Ehevertrag abschliessen und darin einen der beiden andern Güterstände wählen, die das Zivilgesetzbuch kennt, nämlich die Gütertrennung oder die Gütergemeinschaft. Von dieser Möglichkeit wird aber eher selten Gebrauch gemacht. Für ein Durchschnittsehepaar, das unter dem Güterstand der Güterverbindung lebt, gilt daher, dass die Ehefrau zunächst ihr Eigentum, das der Ehemann während der Ehe verwaltet hat, zurückerhält. Eigentum der Ehefrau (Frauengut oder eingebrachtes Gut) ist das, was der Ehefrau bei Abschluss der Ehe gehört hat und was sie während der Ehe geerbt oder geschenkt erhalten hat.

Weiter erhält sie einen Anteil am Vorschlag. Der Vorschlag ist dasjenige Vermögen, das nach Ausscheidung des Eigentumes der Ehefrau (Frauengut) und des Ehemannes (Mannesgut) und nach Bezahlung aller Schulden (zum Beispiel Bestattungskosten, Spitalkosten usw.) übrig bleibt. Von diesem Vermögen, dem Vorschlag also, erhält die Ehefrau von Gesetzes wegen einen Drittel.

Diese Bestimmung benachteiligt die Ehefrau und ist sicher revisionsbedürftig. Wenn ein Ehepaar aber nicht auf die Revision des ZGB warten will, kann es schon heute für eine gerechtere Vorschlagsteilung sorgen. Es kann einen Ehevertrag abschliessen und darin festhalten, dass der Vorschlag anders, zum Beispiel hälftig geteilt werden oder dass er ganz dem überlebenden Ehepartner gehören soll (ZGB Art. 214 Abs. 3).

Ein Ehevertrag, der während der Ehe abgeschlossen wird, muss nicht nur öffentlich beurkundet, sondern auch noch von der Vormundschaftsbehörde genehmigt werden. Nur dann ist er gültig. Mit der Genehmigung durch eine Behörde soll vermieden werden, dass ein Ehepartner den andern überredet und ihm einen Vertrag aufdrängt, den er gar nicht will. Diese Vorschrift wirkt heute, im Jahre 1972, etwas antiquiert, doch ist sie immer noch in Geltung.

Und wie verhält es sich nun mit dem Erbrecht?

Es ist wichtig, auf die Möglichkeit einer vor allem für die Ehefrau günstigeren Vorschlagsteilung hinzuweisen, weil ein Ehemann, sofern Kinder da sind, seine Frau auch mit einem Testament nicht so gut stellen kann, wie er es oft gerne möchte. Das Erbrecht ist auf dem Grundsatz aufgebaut, dass die nächsten Blutsverwandten erben sollen. Bei diesem System sind daher beosonders die Nachkommen günstig gestellt. Der Ehepartner erbt zwar — das ist die Ausnahme vom Grundsatz, die die Regel bestätigt —, doch erbt er relativ wenig. Er erhält einen Viertel des Nachlasses zu Eigentum oder, sofern er das vorzieht, die Hälfte des Nachlasses zur Nutzung. Das bedeutet aber, dass er nur den Ertrag des Vermögens (zum Beispiel den Zins eines Sparheftes oder eines Wertpapieres) brauchen darf. Das Vermögen selbst darf er nicht antasten.

Durch ein Testament kann diese gesetzliche Lösung etwas verbessert werden. So kann ein Ehemann seiner Ehefrau die Nutzung am ganzen Nachlass vermachen, oder er kann ihren Eigentumsviertel um drei Sechzehntel erhöhen, so dass sie dann sieben Sechzehntel des Nachlasses, also knapp die Hälfte, zu Eigentum erhält. Es ist auch noch eine Kombination der beiden Möglichkeiten denkbar, mit dem Resultat, dass die Ehefrau dank dem Testament drei Sechzehntel zu Eigentum erhält und das ganze verbleibende Vermögen zur Nutzung. Mehr kann aber auch der beste Ehemann nicht tun.

Man darf nicht vergessen, dass die rechtliche Situation für den Ehemann genau die gleiche ist. Wirtschaftlich gesehen ist sie aber anders. Durch den Tod seiner Ehefrau verliert er nicht wie sie den Ernährer. Eine Frau mit Kindern, seien sie nun klein oder schon grösser, hat nur ganz selten die gleichen beruflichen und damit finanziellen Möglichkeiten wie der Mann. Der Grund liegt vor allem darin, dass die Erziehung der Kinder Zeit und Kraft braucht. Diese Zeit und Kraft fehlen dann der Frau für die Ausschöpfung der beruflichen Möglichkeiten, mindestens während einer gewissen Zeitspanne. *V. Bräm, lic. iur.*

Randbemerkung

«Der dressierte Mann»

(spk) Ohne ihr Auftreten in der Fernsehsendung «Wünsch Dir was» hätte die heute 35jährige *Esther Vilar* wohl noch eine Weile auf die nun erreichte Popularität warten müssen. Millionen von Fernsehzuschauern haben in dieser Sendung erst überhaupt etwas von der Existenz, den Ideen und dem Buch dieser Schriftstellerin erfahren, die da schlicht und einfach behauptet, es seien die Männer, die wohldressiert das Opfer weiblicher Ansprüche geworden sind. Nun befindet sich diese Esther Vilar auch auf einer Vortragsreise durch die Schweiz. Es mangelt nicht an Protesten gegen sie, ihr Buch und ihre Vorstellungen.

Doch besser würde man lautstark gegen die Machenschaften protestieren, mit denen die Verlage heute bestimmte Bücher hochspielen und sich dabei ungeniert das Mäntelchen pseudowissenschaftlicher Auseinandersetzung umhängen. Das sind «Zeichen der Zeit». Zeichen einer Zeit nämlich, die ziellos geworden ist, die sich am letzten Dreck erfreut und stolz darauf ist, die Dinge ganz einfach auf den Kopf zu stellen.

Denn nichts anderes tut diese Esther Vilar. Ueber Jahre und Jahrzehnte, ja über Jahrhunderte hinweg haben sich die Frauen um ihre einfachsten Rechte bemüht; in einer letzten Phase der politischen Gleichstellung der Frau ist im vergangenen Februar auch in der Schweiz dem Frauenstimmrecht zugestimmt worden; jetzt ist man daran auch für die Frau die gleiche Leistung mit dem gleichen Lohn zu bezahlen... Und ausgerechnet im Zeitpunkt, in dem die Gleichstellung der Frau endlich Wirklichkeit zu werden verspricht, werden wir belehrt, dass es eigentlich der Mann sei, der unterdrückt, ausgenützt und dressiert werde.

Vielleicht kommt demnächst ein Architekt und überrascht uns mit einem Buch, darin man die Weisheit vernehmen kann, dass Häuser nicht vom Fundament aus, sondern vom Dach herab gebaut werden sollten. Oder dass man eigentlich die Autos mit viereckigen Rädern ausstatten sollte... Kurzum: Es verspricht allerhand Erfolg, kehrt man bestehende Tatsachen einfach um! Nicht unähnlich ist ja auch der Versuch jener Porno-Politiker, die überhaupt alles in Abrede stellen und an die Stelle erstrebter Ordnung bewusst das Chaos setzen. Auch Esther Vilar tut das, kommt sich mächtig gescheit vor — und der Verlag lacht sich ins Fäustchen.

SFB Nr. 1 7. Januar 1972

Treff punkt für Konsumenten

Verantwortliche Redaktion:
Hilde Custer-Oczeret
Vorstandsmitglied
des Konsumentinnenforums

Brauerstrasse 62
9016 St. Gallen
Telefon 071 24 48 89

Der Konsument als Bankkunde

Wem können Sie Ihr Geld anvertrauen?

Es ist manchmal leichter, Geld zu verdienen als das Verdiente zu bewahren. An grossen und kleinen Vermögen nagt die Inflation. Aktiengesellschaften, deren Papiere als bombensicher gelten, zeigen schrumpfende Gewinne und Dividenden; die Aktienkurse fallen, Privatvermögen zerfallen.

Zahlreiche Konsumenten ziehen ihre Kaufkraft nicht allein aus dem Verdienst ihrer Arbeit, sondern auch aus ihrem Vermögen und ihren Ersparnissen, aus Zinsen, Renten, Dividenden und Substanz.

So sorgfältig, wie beim Verdienen jeder Franken in die Waagschale geworfen wird, so nachlässig erfolgt oft das Geldausgeben und ... die Anlage des Sparkapitals. Hier gehen jährlich grosse Werte verloren. Muss das so sein?

Vor fundamentalen Ereignissen, eines Kurssturzes, einer Liegenschaftskrise etwa, kann sich der Sparer — wenn überhaupt — nur sehr schwer schützen. Aber ist der Hinweis auf äussere Kräfte nicht allzu oft eine Ausrede? Gestatten Sie uns einen vielleicht etwas gewagten Vergleich. Der sorglose Anleger wäre dem Käufer eines Automobils vergleichbar, der ohne genaues Studium der verschiedenen Modelle und ohne sich über seine eigenen Wünsche im Klaren zu sein, zum ersten besten Händler geht und «blind» einen Wagen ersteht. Er kann dabei Glück haben; doch sind die Risiken, dass er hereinfallen wird, erheblich. Das Beispiel ist ziemlich irrealistisch: denn in Wirklichkeit wird der Autokauf sorgfältig vorbereitet und viel Zeit darauf verwendet.

Mit Recht. Und warum verwendet man in der Regel so wenig Anstrengungen auf das Anlegen von Geld? Bei den meisten dürfte die Antwort einfach lauten: Weil ich nichts davon verstehe. (Vom Auto versteht man zwar in den meisten Fällen auch nichts, aber sagen Sie das einmal einem Menschen!)

Die natürliche Reaktion auf dieses Unverständnis besteht darin, sich an Leute zu wenden, deren Beruf es ist, Geld zu investieren und zu verwalten. Eine Bank muss her!

Lieber Leser, Sie befinden sich in einem grundsätzlichen Irrtum, wenn Sie annehmen, dass die Banken immer in der Lage wären, Ihr Problem wirklich zu lösen. Stellen Sie doch einmal folgende rhetorische Fragen:

1. Erkundigt sich der Beamte am Schalter nach Ihren Sparzielen?
2. Veranlasst er Sie, Ihre gesamte Vermögens- und Einkommenssituation auszubreiten, damit er Sie umfassend und individuell beraten kann?
3. Haben Sie schon einmal von einem Bankbeamten gehört, dass in Ihrem Fall eigentlich eine gute Lebensversicherung das Bessere wäre?
4. Hat Ihnen ein Bankbeamter schon einmal zum Kauf einer Liegenschaft geraten?
5. Meinen Sie, der Mann am Schalter könnte auch einmal gegen die Interessen seiner Bank handeln — Ihnen zuliebe?

Böse Fragen? Nun, Banken sind Interessenvertreter, denn sie leben von bestimmten Dienstleistungen, und das darf man den Banken gar nicht übelnehmen. Nicht einmal Bankdirektoren können über ihren eigenen Schatten springen. Wenn Sie genügend Geld zum Verlieren haben, können wir Ihnen eigentlich nur empfehlen, fatalistisch zu sein. Andernfalls raten wir Ihnen, sich an einen unabhängigen Vermögensberater zu wenden, der den Gesamtüberblick hat und imstande ist, Sie umfassend zu beraten, ohne mit eigenen Interessen in Konflikt zu geraten. Dass das teurer ist als der Gang zum Bankschalter, bedarf keiner Erwähnung. Aber wie so oft, kostet Geiz bloss Ihr Geld.

So weit, so gut. Wo aber finden wir solche Vermögensberater? Im B-Band des Telefonbuches? Vielleicht. Hier sollten diese Ausführungen eigentlich anfangen. Wenn sie schon aufhören müssen, so liegt das daran, dass wir in der Schweiz die Institution der amtlich beglaubigten Treuhänder noch nicht kennen. In unserem so hoch entwickelten Land eigentlich ein unbegreiflicher Mangel. Hier klafft im Dienstleistungsangebot eine grosse Lücke. Wäre es nicht an der Zeit, dass die Verbrauchergruppierungen in Zusammenarbeit mit den Berufsverbänden und Arbeitnehmerorganisationen darangingen, sie durch Förderung und Pflege der unabhängigen Anlageberatung zu schliessen?

Schweizerische Studiengruppe für Konsumentenfragen

Ein fälliger Schritt

Die Normierung von Gewebebreiten

In letzter Zeit hat sich die Schweizerische Normenvereinigung (SNV) unter anderem eine systematische Reduktion der Anzahl Gewebebreiten als Aufgabe gestellt.

Eine Umfrage ergab, dass 75 Prozent der Befragten (Produzenten, Händler und Konsumentenorganisationen usw.) eine Ausarbeitung von Normenvorschlägen für Gewebebreiten als «sehr wichtig» oder «wichtig» finden, da eine Normung auf diesem Gebiet eine Rationalisierung der Produktion und der Lagerhaltung, also auch eine Kostensenkung, bringen würde. Die Mehrzahl der Befragten wünscht ferner, dass die Normierung bei der Bettwäsche (Bett/Duvetanzüge, Bettücher, Kissen-, Kopfkissenanzüge) beginnen sollte. Wem ist denn dadurch gedient, dass heute auf dem Schweizer Markt eine Vielzahl von Matratzengrössen existiert, dass es auch entsprechend viele Bettzeuggrössen gibt? Ein bekanntes Möbelgeschäft verkauft allein sechs verschiedene Matratzengrössen! Der Durchschnittskonsument äussert kaum den Wunsch nach Bettwäsche von 97 oder 101, 159 oder 162 Zentimetern Breite! Der Kunde weiss höchstens, dass er ein Einzel- oder Doppelbett besitzt (oder kaufen möchte) und eine dazu passende Bettwäsche braucht. *Als selbstverständlich findet er, dass die entsprechenden Masse von den zuständigen Fachleuten rationell festgelegt wurden.*

Die Aufgabe der Schweizerischen Normenvereinigung ist nicht leicht, da für eine befriedigende Lösung die Durchführung einer Masskoordination der *Matratzen-Federzeug-Bettwäsche* nötig wäre.

Als erste Etappe wurde ein Normaltarif für Nennmasse von Bettüchern ausgearbeitet.

Zweck dieser Norm ist:

1. eine Rationalisierung in der Fabrikation zu ermöglichen;
2. die Lagerhaltung und Lieferung zu erleichtern;
3. dem Konsumenten zu gewährleisten, dass eine Mindestgrösse (Breite und Länge) des Bettuchs auch nach mehrmaliger Wäsche (unter normalen Bedingungen) nicht unterschritten wird, und
4. auch bei Gebrauch für Matratzen mit leicht abweichenden Dimensionen eine Verwendung möglich ist.

Als Nennmasse werden die gesäumte oder mit Webkanten versehene Länge und Breite des Bettuches im Zustand der Lieferung bezeichnet.

Erstaunlich ist, dass trotz der heutigen Technik, zum Beispiel gebleichte Leintücher in der Länge fünf bis zehn Prozent eingehen können. Um die Einhaltung der unter Punkt 3 angegebenen Zielsetzung zu gewähren, ist in den festgelegten Dimensionen ein bestimmter Wäscheeingang mitberücksichtigt. Die modernen Ausrüstungsmethoden sollten es wenigstens erlauben, die Schrumpfung der einzelnen Gewebe ziemlich genau festzulegen.

Die Konsumenten begrüssen die Initiative der SNV, bedeutet sie doch einen Schritt vorwärts zur besseren Marktübersicht. *SKS*

Wegleitung für das Tiefkühlen

Der Haushalt ist ein gut funktionierender Betrieb geworden, in welchem wir uns aller neuzeitlichen Arbeitsmethoden bedienen. Dazu wird heute schon vielerorts die Tiefkühlung gerechnet.

Mittels der Tiefkühlung gelingt es, Produkte so einzufrieren, dass sie während längerer Zeit ihren ursprünglichen Gehalt und ihr natürliches Aussehen behalten. So ist es möglich, sich während des ganzen Jahres mit einer grossen Vielfalt von hochwertigen, vitamin- und mineralstoffreichen Nahrungsmitteln zu versorgen. Tiefkühlen lässt sich jedoch nicht ausführen ohne gute Kenntnisse über die Qualität und das Zubereiten der Waren zum Einfrieren sowie über das Lagern, Auftauen und Zubereiten von tiefgefrorenen Nahrungsmitteln.

Der *Schweizerische Konsumentenbund (SKB)* hat in Zusammenarbeit mit dem Schweizerischen Tiefkühlinstitut einen Leitfaden für den Umgang mit Tiefkühlgeräten und -produkten herausgegeben. Dem Konsumenten soll dadurch der Einblick in die modernsten Erkenntnisse des Tiefkühlens gegeben werden. Es werden darin die folgenden wichtigen Punkte ausführlich behandelt:

— die *Tiefkühlung, eine moderne Frischhaltemethode* (Entstehung, Wirkung und Vorteile; industriell hergestellte Tiefkühlprodukte);

— *Tiefkühlgeräte* (Gefrierleistung, Truhen und Schränke, Temperaturen, Pflege und Unterhalt, Abtauen, Betriebsstörungen);

— *Verpackungsmaterial* (Behälter, Beutel, Folien, Verschlussmaterial und Beschriftung);

— *Tiefkühlen im Haushalt* (Gemüse, Steinobst und Beeren, Fleisch, Fleischwaren, Wild und Geflügel, Fische, Eier, Backwaren, Fertiggerichte).

Der Text unseres Tiefkühlbreviers wird durch zahlreiche Abbildungen und reichhaltiges Tabellenmaterial ergänzt.

Es kann beim Schweizerischen Konsumentenbund (SKB), Militärstrasse 61, 3000 Bern, Telefon 031 42 33 42 (vormittags) zum Preise von drei Franken bezogen werden.

Teure Schuhe mit billigen Absätzen

Schon im letzten Sommer signalisierte uns eine Leserin aus Basel ihre Erfahrung, dass teure Markenschuhe mit Absatzflecken aus billigstem Hartplastik versehen, verkauft würden. Das sei nicht nur ein Schönheitsfehler, sondern das Material weise auch beim Tragen Nachteile auf. Mit solchen Absätzen rutsche man auf Metall (Gittern, Schienen) und auf einem bestimmten Strassenbelag viel leichter aus als mit Absatzflecken von guter Qualität.

Wir fragten bei nächster Gelegenheit unseren Schuhmacher, der uns bestätigte, dass er sehr häufig neue Schuhe mit «rechten» Absatzflecken versehen müsse.

Jetzt zeigt es sich, dass auch die heute so viel verkauften hohen Stiefel für Damen offenbar immer noch nicht teuer genug sind, um das Anbringen von Absatzflecken zu rechtfertigen, die qualitativ den Schuhen entsprechen. Es bleibt einem nichts anderes übrig, als die Schuhe nach kürzester Tragzeit zum Schuhmacher zu bringen.

Solche Methoden, am ungeeigneten Objekt zu sparen, fördern nicht das Vertrauen der Konsumenten in die Qualität unserer Schuhproduktion. *hc*

Freiwillige Schuhkennzeichnung - in Deutschland

(vpk) Nachdem die Arbeitsgemeinschaft der Verbraucherverbände (AGV) seit vielen Jahren gefordert hatte, dass wichtige Eigenschaften bei Schuhen in einem freiwilligen Kennzeichnungsverfahren für die Verbraucher deklariert werden sollten, hat nunmehr die deutsche Schuhindustrie eine Kennzeichnungsvereinbarung getroffen. Künftig soll bei Schuhen angegeben werden, ob die Laufsohle beziehungsweise der Schaft aus Leder oder synthetischen Materialien hergestellt ist.

Grundsätzlich ist diese Vereinbarung zu begrüssen, wie aus der Sicht des Verbrauchers alle freiwilligen Deklarationen positiv zu bewerten sind, die von blossen Werbebehauptungen hin zu echten Informationen führen. Verglichen mit dem tatsächlichen Informationsbedürfnis der Verbraucher bleiben allerdings noch immer und trotz der neuen Kennzeichnung wesentliche Qualitätsaussagen über Schuhe offen. Ausschlaggebend sind neben der Preiswürdigkeit und dem chicen Aussehen bei Schuhen vor allem die Trageigenschaften. Hierbei sind neben der Dauerhaftigkeit der Materialien diejenigen Eigenschaften von Bedeutung, die mit dem Ausdruck «Tragehygiene» zusammengefasst werden, also die Atmungsaktivität und die Wetterfestigkeit. Diese Eigenschaften werden aber nur zum Teil durch die Materialien bestimmt, zum anderen Teil durch die Verarbeitung. Und selbst bei den Materialien kann man nicht mehr ohne weiteres sagen: Leder = angenehmes Tragen, Synthetics = feuchte — und damit Schweissfüsse. So gibt es synthetische Materialien, die sehr atmungsaktiv sind, und Leder kann so beschichtet sein, dass es physiologisch wie Plastik wirkt. Zum Beispiel können auch zwei Ledersohlen so aufeinandergeklebt sein, dass der Kleber wie eine Zwischensohle aus Gummi wirkt und jede Atmungsaktivität unterbindet. Für den Verbraucher wäre es also viel wichtiger, etwas über diese Trageigenschaften zu erfahren, als nur nackte Materialangaben.

Der *Schweizerische Konsumentenbund (SKB)* bearbeitet zusammen mit den Branchen- und Fachverbänden der Schuhindustrie und des Schuhhandels den Entwurf einer *Lederdeklaration.* Es ist unumgänglich, mit einer Materialdeklaration für Schuhe zuallererst die Verwechslung verschiedenster Arten von Plastic mit Leder zu beseitigen. Zahlreiche Konsumenten sind bereit, für gute Qualitäten bei Lederschuhen auch einen entsprechenden Preis zu bezahlen; aufgrund der täuschenden Aehnlichkeit von gewissen synthetischen Materialien ist es für den Nichtfachmann jedoch häufig fast unmöglich, diese von Leder zu unterscheiden. Es braucht kaum besonders hervorgehoben zu werden, dass auch das Verkaufspersonal immer weniger in der Lage ist, dem Kunden schlüssig über Material und Verarbeitung der Schuhe Auskunft zu erteilen. Eine Materialdeklaration wird sowohl Handel wie Konsumenten gute Dienste leisten.

Schweizerischer Konsumentenbund

Masswirrwarr bei Kleidergrössen

Sicher haben Sie beim Ladenbummel auch schon mal gestaunt, dass es ohne Abmagerungskur plötzlich möglich war, ein um zwei Nummern kleineres (als die getragene Grösse) Kleidungsstück mühelos anzuziehen, während Sie sich gleichzeitig in ein anderes, als grösser bezeichnetes Modell hineinzwängen mussten! Den Zeiten der Hausschneiderin, die die Figur der Kundin genau messen und bei den Anproben die Passform noch korrigieren konnte, hat der Siegeszug der Konfektionsbekleidung ein Ende bereitet. Um einem möglichst grossen Abnehmerkreis passende Kleidung anzubieten, wurden in den einzelnen Ländern entsprechende Messungen durchgeführt und Masstabellen für die häufigsten Figurentypen ausgearbeitet. Die Grössensysteme sind auf drei Massen aufgebaut: Bei Damenbekleidung sind es Brustumfang, Hüftumfang und Körperlänge, bei Herrenbekleidung wird statt Hüftumfang entsprechend Taillenumfang berücksichtigt. Das Verhältnis Brustumfang zu Hüftumfang bei Damenkleidung beziehungsweise Brust- zu Taillenumfang bei Herren bestimmen die einzelnen Figurentypen, die dann noch mit drei Körperlängen — kurz, mittel, lang — kombiniert werden. Die Figurentypen in verschiedenen Teilen Europas sind bekanntlich ziemlich unterschiedlich — um nur Schweden und Italien als krasses Beispiel zu nennen — so sind auch die Grössenmasse entsprechend differenziert.

Da aber in den einzelnen Ländern die gleichen Bezeichnungen für unterschiedliche Grössenmasse angewandt werden, haben wir heute eine ziemlich verwirrende Situation auf dem internationalen Kleidermarkt. So kommt es, dass zum Beispiel die Schweizer Grösse 42 weder einer deutschen noch einer französischen oder österreichischen Grösse 42 entspricht.

Zwar wird die importierte Kleidung in den meisten Ländern mit den inländischen Grössenmassen bezeichnet. Es kann aber auch vorkommen, dass die Grössenbezeichnung des Herstellerlandes angegeben ist. Möchte man von Auslandreisen ein Kleidungsstück als Geschenk mitbringen, so kann die Wahl der passenden Grösse recht schwierig sein! Das schwedische Konsumenteninstitut hat umfangreiche Vergleiche der Konfektionsmasssysteme in verschiedenen Ländern durchgeführt. Der Zeitschrift «Rad ach Rön» entnehmen wir einige typische Beispiele.

In der Schweiz umfasst die mittlere Gruppe die Körperlänge 158 bis 170 Zentimeter. Den einzelnen Grössen (für Normalfiguren) entsprechen folgende Masse:

Grösse	38	40	42	44	46	48	
Brustumfang	88	92	96	100	104	110	cm
Hüftenumfang	94	98	102	106	112	118	cm

In Deutschland stecken hinter dieser Grössenbezeichnung folgende Masse:

Grösse:	38	40	42	44	46	48	
Brustumfang	93	96	99	102	108	114	cm
Hüftenumfang	101	104	107	110	116	122	cm

Für Oesterreich gilt folgendes:

Grösse:	38	40	42	44	46	48	
Brustumfang	88	92	96	100	106	112	cm
Hüftenumfang	96	100	104	108	112	116	cm

In Frankreich (die Masse decken sich ziemlich genau mit den italienischen) wird nach folgenden Regeln konfektioniert:

Grösse:	38 N	40 N	42 N	44 N	46 N	48 N	
Brustumfang	87	90	93	96	99	102	cm
Hüftenumfang	95	98	101	104	107	110	cm

Die beste Lösung wäre eine internationale Einigung über die Massbezeichnung. Seit einigen Jahren beschäftigt sich auch die Internationale Standardisierungsorganisation (ISO) mit diesen Fragen. Dem Konsumenten bleibt nur zu hoffen, dass man sich auf internationaler Ebene bald einigt. Der Käufer sollte sich in Zukunft darauf verlassen können, dass das Kleidungsstück «seiner» Grösse passt, unabhängig davon, von wem und wo es hergestellt wurde!

Stiftung für Konsumentenschutz

Frauen
PodienZentralen

SFB Nr. 1 7. Januar 1972
Nächste Ausgabe dieser Seite am
4. Februar 1972
Redaktionsschluss: 22. Januar 1972

Redaktion: Margrit Kaiser-Braun
Brühlbergstrasse 66
8400 Winterthur
Telefon 052 22 44 38

Brauchen wir eine neue Schule?

Die Herbstdelegiertenversammlung der Zürcher Frauenzentrale wurde zur Arbeitstagung über schulische Probleme mit fünf Referenten und einer regen Diskussion. Einig waren sich alle Referenten darüber, dass unser heutiges Schulsystem den Anforderungen unserer Zeit nicht mehr genüge, während man sich bei Laien und Fachleuten nicht einig ist, wie die künftige Schule aussehen soll. Darüber wird noch viel geschrieben werden, so dass es aufschlussreicher ist, was für Gedanken sich eine verantwortungsbewusste Mutter und ein Vertreter der Industrie darüber machen. Auch diese Ausführungen sind gekürzt.
MKB

Die Schule aus der Sicht der Eltern

Kantonsrätin Leni Oertli-Bersinger, Bülach

Ich bin nicht unmittelbar am Schulgeschehen beteiligt, also in keiner Weise Schulfachmann — weder Lehrerin noch Mitglied einer Schulbehörde —, sondern bringe einige Gedanken vor, die sich Eltern machen können.

Vorerst zwei Urteile neueren Datums über die Schule. Im Geschäftsbericht des Regierungsrates an den Zürcher Kantonsrat für das Jahr 1970 heisst es unter Erziehungswesen: «Die Berichte der Bezirksschulpflegen geben ein erfreuliches Bild vom Stand der Volksschule und dem guten Einsatz der Lehrerschaft aller Stufen», während im Leitartikel des «Tages-Anzeiger»-Magazins vom 16. Oktober Niklaus Flüeler über «Schwierigkeiten mit der Schule» schreibt: «Offensichtlich zieht man es immer noch vor, nachzuhelfen, wo es sein muss, und Bildungslücken zu stopfen, wo solche vorhanden sind, statt dem Versagen der Institution Schule, des Unterrichts, der Unterrichtsmethoden und der Verfehltheit der Bildungsziele auf den Grund zu gehen.»

Dass die Frage «Brauchen wir eine neue Schule?» vielerorts und zum Teil sehr heftig diskutiert wird, zeigt deutlich, dass unser Schulsystem das Schicksal beinahe aller unserer Institutionen teilt: Es wird in Frage gestellt. Wo bewahren, wo erneuern — wo verteidigen, wo angreifen?

Kritische und unsichere Eltern

Die Unsicherheit, eine eigentliche Verunsicherung, der sehr viele Eltern auf dem Gebiet der Erziehung heute ausgeliefert sind, hat auch vor der Festung Schule nicht Halt gemacht. Die Eltern sind nicht mehr gewillt, die Schule, das heisst Lehrer, Schulbehörde, Schulsystem als mehr oder weniger unangefochtene Autorität hinzunehmen — auch Eltern haben sich antiautoritäres Gedankengut zu eigen gemacht, was durchaus positiv zu werten ist. Kritisch geworden sind sie auch durch Informationen durch die Massenmedien vor allem auf dem Gebiet der Psychologie und auch durch Elternschulungskurse. Sie akzeptieren gewisse Massnahmen der Schulbehörden oder negative Urteile über ihr Kind durch den Lehrer nicht mehr unbesehen, zum Beispiel «Ihr Kind ist dumm».

Die lautstarken Diskussionen und Meinungsverschiedenheiten der Schulfachleute untereinander, die zahlreichen Alternativen und Experimente bezüglich der Schulsysteme, die Kritik an der Lehrerbildung machen die Eltern unsicher. Dazu werden unsere gesellschaftlichen Normen in Frage gestellt; man ist sich allgemein nicht im klaren über das Bildungsziel.

Selbstverständlich gab es schon früher Spannungen, aber die Reaktionen der Eltern und auch der Schule haben sich verändert. Die Aktivierung der Eltern geht in Richtung eines partnerschaftlichen Verhältnisses zwischen Eltern und Schule, was mir positiv scheint.

Eine Umfrage bei Eltern ergab je nach Erfahrungen, Erwartungen und Weltanschauung ganz verschiedene Antworten, die nach Schulstufen zu gliedern sind.

Persönlichkeit des Lehrers entscheidend

vor allem auf der Unter- und Mittelstufe mit positiven Stimmen: «Wir hatten Glück. Unser Kind hatte einen guten Lehrer; es ging gern zur Schule.» Ein guter Lehrer ist nicht einfach der begabte Lehrer. Zur Tiefenwirkung braucht es inneres Engagement, Hingabe, Liebe. Es gibt diese Lehrer in erstaunlicher Zahl. Sie sind das grösste Geschenk, das sich Eltern wünschen können. Sind wir da nicht oft etwas gleichgültig und finden, sie seien schliesslich für ihre Arbeit bezahlt? Doch darf das erfolgreiche Wirken des fähigen und guten Lehrers uns nicht davon ablenken. Mängel des Schulsystems unbeachtet zu lassen. Gerade der verantwortungsbewusste und fähige Lehrer leidet unter den Mängeln eines Systems. Wohl kann er es kraft seiner Persönlichkeit mildern oder gar überspielen, aber es hindert ihn doch in seiner Arbeit, denken wir an die Probleme des Uebertrittsverfahrens. Peter Bichsel erklärt in seinem Film «Unser Lehrer»: «Mit der Berufung auf die Persönlichkeit des Lehrers macht es sich auch der Staat einfach. Ausbildung, Schulreform und Lehrplan werden so zu einem Nebenbei. Der sogenannte „gute Lehrer" wird zum Alibi für unzulängliche Schulformen und Lehrpläne.»

Auch in den negativen Urteilen der Eltern über die Volksschule steht eindeutig die Lehrerpersönlichkeit im Vordergrund: Er ist launisch, zu stur und zu pedantisch, so gar nicht fröhlich, zu wenig engagiert; er trägt der besondern Situation meines Kindes nicht genügend Beachtung; er ist völlig amusisch. Er beeinflusst die Kinder zu stark in einer gewissen weltanschaulichen Richtung; er legt zu grossen Wert auf die intellektuelle Leistung — er ist langweilig, grau in grau...

Besonders im Zusammenhang mit der Oberstufe stösst man nun aber auch auf Kritik am Schulsystem, selten auch an den Schulbehörden. Ein besonders neuralgischer Punkt sind die Uebertrittsbestimmungen, die Repetition mit all ihren unerfreulichen Folgeerscheinungen, die zu grossen Klassen, Unter- und Ueberforderung durch den Stoffplan, der Mangel an Sonderschulungsmöglichkeiten in kleineren oder abgelegenen Gemeinden, die Starrheit und Engmaschigkeit des Schulbetriebes usw. In der Mittelschule treten Systemmängel noch stärker in Erscheinung, und zwar besonders die mangelnde pädagogische Ausbildung der Mittelschullehrer, die meiner Ansicht nach zu lange Spanne des Gymnasiums von sechseinhalb Jahren, die ungenügende Durchlässigkeit der einzelnen Mittelschultypen untereinander. All das sind nicht nur Probleme von Lehrern, Schülern, Schulleitungen sondern auch Probleme der Eltern.

Das Erziehungsziel als Massstab

Soll die Erziehung sinn- und wirkungsvoll sein, dann müsste sie in gegenseitiger Ergänzung der Erwartungen und Wünsche der Eltern und jener der Schule auf ein gemeinsames Ziel ausgerichtet sein. Diese Uebereinstimmung ist oft instinktiv vorhanden, vielleicht häufiger als wir annehmen. Wo diese Uebereinstimmung nicht oder nur ungenügend besteht, leidet das Kind. Ueber diese grundsätzliche Frage sollte in ihren verschiedenartigen Aspekten bedingt durch Individuum, Alter, Stufe usw. ein kontinuierlicher Dialog zwischen Eltern und Schule stattfinden. Dieser wird zu wenig gepflegt.

Formulieren wir ein Erziehungsziel, dann tun wir das aus einer bestimmten Werthaltung heraus, wobei uns wissenschaftliche Erkenntnisse wertvolle Dienste leisten können und sollen. Ich versuche eine Definition: Ziel der Erziehung ist die Selbständigkeit des jungen Menschen — eine Selbständigkeit in Verantwortung gegenüber der Gemeinschaft — unter bestmöglicher Entwicklung und Förderung seiner Anlagen. Dazu Paul Häberlin:

«Wir sollen aus den Kindern das Beste zu machen suchen, was sie nach ihren Anlagen werden können; aber wir sollen nicht mehr und nichts anderes wollen. Erziehung kann nicht von jedem dasselbe und kann von keinem alles wollen... Wir sprechen nicht von einem Maximum, wenn wir das wirkliche Ziel meinen, sondern von einem Optimum.»

Was erwarten Eltern hinsichtlich Erziehungsziel?

Forderungen an die Erziehungsdirektion und die Schulbehörden:

1. Anpassung des Stoffplans und der Lehrmittel an die Erfordernisse unserer Zeit und den Erlebnisbereich unserer Kinder;
2. solidere pädagogische, psychologische und soziologische Ausbildung der Lehrer;
3. individuellere und flexiblere Schulungsmöglichkeiten vor allem für Geschädigte, einseitig Begabte, Spätentwicklungen, Schulversager aber auch besonders Begabter; die Repetition soll durch bessere Lösungen ersetzt werden;
4. Vermeidung jeglicher Diskriminierung von Schülern, vor allem wegen mangelnder intellektueller Fähigkeiten;
5. Vorsicht mit Experimenten: Sie sollen durch ein kompetentes Gremium vorbereitet und verantwortungsvoll durchgeführt werden.

Forderungen an die Lehrer:

1. Eingehen auf die individuellen Anlagen des Kindes unter Vermeidung eines zu grossen Leistungsdruckes;
2. Erziehung der Kinder nicht zu blinder Gefolgschaft, sondern zu selbständigem Denken und Handeln, das heisst auch, dass der Lehrer seine Autorität nicht missbraucht;
3. Pflege der Gemeinschaft; statt Konkurrenz Kameradschaft und Zusammenarbeit;
4. Keine Diskriminierung schwacher Schüler durch den Lehrer;
5. der Lehrer nehme das Gespräch mit den Eltern vermehrt auf.

Was sich durch keine noch so kluge Schulreform realisieren lässt und darum nicht gefordert, nur gewünscht werden kann: etwas mehr Fröhlichkeit, Gelöstheit, Begeisterung in der Schule. Sie ist oft eine so todernste Sache, und sie erdrückt leicht Lebensfreude, Fantasie und Gestaltungslust.

Was darf und soll die Schule von den Eltern erwarten?

Hier begegnet uns unerbittlich und unausweichlich die zentrale Frage: Was für ein Kind bringen wir Eltern in die erste Klasse? Ist es seelisch gesund? Haben wir Eltern in den entscheidenden ersten sechs Lebensjahren die Fundamente für eine harmonische geistige und seelische Entwicklung in der Schule gelegt? Haben wir unserem Kind das Grundgefühl von Geborgenheit und Vertrauen geschenkt, haben wir seine Fantasie- und Sprachbildung, seine Ausdrucksfähigkeit genügend gepflegt? Hier liegt die tiefe Problematik der Chancengleichheit, die nur zum Teil eine Frage des Schulsystems ist. Wir müssen noch vielmehr als bisher die jungen Eltern auf ihre unerhörte Verantwortung in den ersten Lebensjahren der Kinder aufmerksam machen.

Hinzu kommt, dass die Eltern auf falsch motivierten Leistungsdruck dem Lehrer und dem Kind gegenüber verzichten, dass sie über seiner körperlichen und seelischen Gesundheit wachen und dass auch sie das Gespräch mit dem Lehrer suchen. Zweifellos hängt der Schulerfolg nicht nur vom Lehrer und vom Schulsystem, sondern ganz wesentlich auch von den Eltern ab.

Abgrenzung der Aufgaben von Schule und Elternhaus

Ein Wort noch zur Abgrenzung der Aufgaben von Schule und Elternhaus. Viele Eltern neigen dazu, der Schule immer mehr Erziehungsaufgaben abzutreten. Das ist verständlich, wenn man bedenkt, dass Erziehung heute schwieriger geworden ist und die Kleinfamilie sich sehr oft überfordert fühlt. Es steht wohl ausser Zweifel, dass sich die Bedeutung des elterlichen Einflusses auf eine kürzere Zeitspanne und auf die frühen Lebensjahre des Kindes verschoben hat. Das heisst nun aber keineswegs, dass der elterliche Anteil an der Erziehung an Gewicht verloren habe, im Gegenteil! Beinahe jedes psychiatrische Gutachten zeigt die grundlegende Bedeutung der ersten Lebensphase auf. Diese Tatsache unterstreicht die Schwere der elterlichen Verantwortung, bedeutet aber auch Chance und Ermutigung für junge Eltern. In den ersten sechs Jahren dürfen sie normalerweise ja noch mit dem vollen kindlichen Vertrauen rechnen, und Umwelteinflüsse sind noch eher steuerbar. Um ein volles Engagement, eine bewusste Entscheidung zugunsten ihrer Kinder kommen die Eltern nicht herum. Das kann in manchen Fällen Verzicht auf andere Lebenswünsche bedeuten, wobei nicht die Frau allein diesen Verzicht zu leisten hätte.

Diese wichtige Aufgabe der primären Sozialisierung des Kindes kann die Schule den Eltern nicht abnehmen. Sie baut ihre Erziehungs- und Bildungsarbeit auf diesem Fundament weiter. Ich glaube nicht, dass darüber hinaus der peinlichen Trennung der Aufgabenbereiche von Elternhaus und Schule eine allzu grosse Bedeutung beigemessen werden muss, vorausgesetzt, dass den demokratischen und rechtsstaatlichen Prinzipien auch in der Schule Rechnung getragen wird (zum Beispiel Glaubens- und Gewissensfreiheit). Die Ausscheidung der Aufgaben- und Kompetenzbereiche hängt sehr stark von den sozialen, wirtschaftlichen, kulturellen und siedlungspolitischen Gegebenheiten ab. In der ganzen Diskussion um diese Fragen muss das Kind mit seinen Bedürfnissen hinsichtlich des Erziehungszieles im Mittelpunkt stehen.

Nie «fertig» — auch mit der Schule

Ich freue mich darüber, dass das Gespräch über die Schule vielerorts im Gang ist und dass sich auch Eltern daran beteiligen. Sie gehören als Gesprächspartner an den Tisch, um zusammen mit Pädagogen und Schulbehörden immer wieder neu Lösungen und Wege zu suchen. Eine Schulreform ist ja nicht, wie wir manchmal gerne annehmen würden, eine einzelne Hürde, die man irgend einmal mit Schwung überwindet und die man dann endgültig hinter sich hat. Sie erfordert in unserem demokratischen und föderalistischen System viele kleine und geduldige Schritte, und auch wenn sie einmal getan sind, wird unsere Schule eine schola reformata semper reformanda bleiben, eine erneuerte Schule, die dennoch immer der Erneuerung bedürftig sein wird wie Paul Häberlin es umschreibt:

«Wer das Leben meistern will, der muss sich von vornherein dies eine klarmachen, dass seine Probleme niemals endgültig gelöst werden können. Lebensprobleme sind lebendige Probleme. Sie erneuern sich mit jedem Schritt, und jede Lösung muss notwendigerweise den Ausgangspunkt für neue Schwierigkeiten bilden. Das Leben ist Bewegung, und solange wir leben, können wir mit dem Leben niemals „fertig" sein.»

Unser Bildungssystem aus der Sicht der Wirtschaft

Kantonsrat Ulrich Bremi

Der Erfolg der Wirtschaft ist in Franken messbar, nicht aber jener der Schule. Ihr Budget und ihre Rechnung haben nur administrative Bedeutung. Die Schüler erhalten ein Zeugnis, nicht aber die Schule. Und doch steht sie genau so wie die Wirtschaft auf der Waage zwischen stark und schwach. Nur ist die Skala ihrer Waage nicht leicht lesbar. Auch die Schule muss heute Entscheidungen treffen für eine nicht definierbare Situation von morgen, zum Beispiel aus Erkenntnissen von 1966 im Jahre 1966 für die Schüler von 1971. Plant die Wirtschaft falsch, steht am Ende Konkurs, die Schule wird einfach weitergeführt. Es fehlt der Zwang zur Zielsetzung. Und doch: Wirtschaft und Schule setzen eine Zielsetzung voraus. Man bereitet auf Berufe vor, die bald keine Zukunft mehr haben, und für andere, die an Bedeutung ständig zunehmen, wird keine ordentliche Ausbildung angeboten.

Ist zum Beispiel Führung ein aussterbender oder ein aufstrebender Beruf? Unser Bildungssystem schult eifrig Korporale, überlässt aber Generale dem Zufall. Wie steht es mit unsern Leiterinnen von Schwesternschulen, mit den Betriebsleitern, vielen Lehrkräften, Rektoren, Aerzten und Klinikdirektoren? Warum wird ein Hochschuldozent befreit davon, Didaktikunterricht zu bestehen? Warum hat die Universität mit über 10 000 Angehörigen keine vollamtliche Leitung?

Von der Wirtschaft aus betrachtet, braucht die Schweiz dringend ein kontinuierlich zu bearbeitendes Konzept von Bildungs- und Forschungszielen auf 10 bis 25 Jahre hinaus. Der Bildungsartikel der Bundesverfassung sollte dem Bund die Kompetenz geben, Richtlinien für das gesamte schweizerische Bildungswesen zu erlassen als nationale Aufgabe, deren Durchführung dann aber durchaus den Kantonen überlassen.

Die schweizerische Industrie braucht Fachleute, aber die Industrie erwartet von unsern Berufs- und Hochschulen nicht Spezialisierung sondern eine

bedeutend breitere Ausbildung, Bildung und Erziehung

denn die Schule kann und soll nicht industriespezifisch ausbilden. Dazu fehlt ihr der enge Kontakt mit der Praxis. Sie darf das der Industrie überlassen. Der Schule kommt eine weit höhere Aufgabe zu, weil die Industrie Leute braucht, die kritisch zu denken, Zusammenhänge zu sehen und die Verantwortung für ihre Arbeit auf breiter Basis zu tragen vermögen. Wir erwarten von jungen Berufsleuten aller Stufen nicht fachspezifische Anregungen sondern offene, kritische und schöpferische geistige Anregungen, also echte Bildung und freie geistige Leistungsfähigkeit.

Postulate

1. Schulprogramme von Fachwissen entlasten und mit allgemeiner Bildung und Denkschulung belasten. Nicht neue Lehrmittel sind nötig, sondern Lehrer mit entsprechender Ausbildung.
2. Ein durchlässiges Bildungssystem, das einen Wechsel des Schulzuges ohne unzumutbare zeitliche oder psychologische Schwierigkeiten möglich macht. Gleichermassen ist die praktische Freizügigkeit auch in den Berufsschulen zu gewährleisten. Da wird auch die Wirtschaft im Lehrlingswesen grosse Anstrengungen machen müssen.
3. Fremdspracheunterricht generell schon in der Primarschule.
4. Berufsausbildung und Umschulung sind nicht vom übrigen Bildungssystem abzutrennen. Im Kanton Zürich ist die Berufsausbildung der Volkswirtschaftsdirektion unterstellt. Warum ist sie nicht eingegliedert in das gesamte Erziehungssystem?
5. Die Lehrerausbildung ist ausserordentlich bedeutungsvoll. Mit einem gut motivierten Lehrer und einem solchen Betriebsleiter in einem etwas mangelhaften System können weit bessere Resultate erzielt werden als mit einem hervorragenden System, das von uninteressierten und unengagierten Menschen getragen wird.

Veranstaltungen

Frauenpodium Maur

Freitag, 14. Januar, 20.15 Uhr, Schulhaus Looren: *«Werde, der Du bist»*, Vortrag von Pfarrer Eduard Schäubli, Bassersdorf (Frauenvereine und Kirchenpflege).

Söhne im heiratsfähigen Alter

Gedanken einer Mutter

Heiratsfähig ist wohl zuviel gesagt. Aber liebesfähig, verliebensfähig mögen Sie gelten lassen. Denn dazu sind Buben alt genug, sobald sie merken, dass es nicht nur Leutlein, sondern auch Männlein und Weiblein gibt. Und das ist in jedem Fall früh genug!

Solange die Herren sich in die Banknachbarin verlieben, weil sie zu Hause weisse Mäuse hat... solange sie schlecht gelaunt nach Hause kommen, nur weil der Pausenschatz sein Znünibrot nicht teilen will... solange sie sich zu zweit auf eine einzige Schöne festlegen und beschliessen: «Wenn die uns nicht beide will, dann wollen wir sie auch nicht...» solange sie zwar am Nachmittag Hochzeit spielen, aber am Abend mit hungrigen Bäuchen wieder voneinander scheiden... solange steht nichts auf dem Spiel.

Nichts? Im Gegenteil. Solange haben wir noch gute Aussichten. Nicht, sie für uns zu behalten und für alle Zeiten ihre «First Lady» zu bleiben, vielmehr Aussichten, Männer aus ihnen zu machen, Männer jedenfalls, die nicht Herr und nicht Hund ihrer Liebsten, sondern zunächst ihr gleichberechtigter Partner sein wollen.

Das tönt nun nach Gleichschaltung der Geschlechter, nach Kumpel- und Kameradschaftsbetrieb. Es ist es aber nicht. Es ist, um es einmal altmodisch zu sagen, das nicht mehr Hinauf- und Herunterblicken zwischen Mann und Frau, gleich, wer in welcher Richtung schräg blickt. Es wird ein Gradaus, das, schaut euch um, noch immer nicht selbstverständlich ist.

Gradaus... Gleichberechtigung... gut. Aber das heisst nicht, dass alle das gleiche tun sollen, sondern dass sich beide im Rahmen ihrer menschlichen Möglichkeiten voll entfalten wollen. Sie müssen das Recht dazu haben, Eigenheiten zu pflegen, Neigungen nachzugehen, sich selber zu sein. Das ist gar nicht so einfach. Es ist doch immer noch so: Die Mädchen machen mit ihrer Anpassungsfähigkeit chamäleongleich ihre Persönlichkeit zunichte. Sie spielen, nach grossem Start in ein eigenständiges Leben, plötzlich Heimchen am Herd und widmen sich ihrem neuerworbenen (Ehe-) Mann so aufdringlich, dass ihm das Heimkommen schon aus dem Hals hängt. Sie bleiben nicht, wer sie waren. Sie wissen nicht, wer sie sein möchten und wohin sie sich entwickeln werden. Sie hängen dem Mann am Hals, am Arm, am Rock — gefangen. Emanzipation? Nur als Köder.

Man darf nicht ungerecht sein. Nicht alle sind so. Aber viele. Man sieht es ringsum. Früher waren sie Hostess und flitzten um die Welt wie andere um den eigenen Häuserblock. Jetzt sitzen sie lahm zu Hause und kochen leidenschaftlich. Wie lange? Früher waren sie mit Vergnügen Verkäuferin in einer Boutique. Jetzt müssen sie um Erlaubnis betteln, wenigstens aushilfs- und ferienweise auszuhelfen. Schliesslich: um zu arbeiten, braucht die Frau die Erlaubnis ihres Mannes, eine stillschweigende — eine ausdrückliche notfalls. Und wenn er nicht will, dann will er nicht. Mancher will nicht. Aus Bequemlichkeit: weil dann im lieben Haushalt einmal ein Bild schiefhängen würde: weil die Leute denken könnten, «man» habe zusätzlichen Verdienst nötig. So können Männer sein. Weil man sie wohl nicht richtig erzogen hat. Und weil sie bei ihrer Mutter nicht gelernt haben, dass Frauen nicht zur Verzierung da sind. Dass sie nicht dazu da sind, das Sonntagshemd bereitzulegen. Dass sie nicht erfunden wurden, damit Männer nicht verhungern.

Die Beispiele von vorhin hinken noch. Zweiter Versuch: Da ist eine Frau schlechter Laune. Der Herr im Haus gibt ihr vor aller Gäste Augen eine Hunderternote: «Da, kauf dir etwas Schönes.» Und, zum Besuch gewandt: «Das lenkt sie von ihren Launen ab.» (Wie man dem Hund den Knochen hinwirft, damit er schweigt.) Ein anderer besteht darauf, dass die Liebste beim Frühstück mit dabeisitzt oder am Abend daheim ist, um die Haustür mit liebendem Lächeln zu öffnen. Heiratet man dazu? Hier müssen die Männer umlernen. Die Söhne zuvorderst. Frauen sind nachgerade nicht mehr die alten Dummchen, die stolz sind darauf, einen Mann erobert zu haben, der sie «braucht». Gewiss, es bringt Annehmlichkeiten mit sich, einen ständigen Begleiter unterm gleichen Dach zu wissen, nicht allein zu sein; beim Zeitungslesen zu sagen: «Hast du gewusst, dass...»? Und einer brummt freundnachbarlich hinter seinem eigenen Leibblatt hervor: «Mhm.»

Heiraten ist viel mehr als Tisch und Bett teilen. Heiraten, das heisst doch in die heutige Sprache übersetzt mehr als miteinander schlafen und sein Geld für einander verdienen und Kinder voneinander haben. Es heisst: miteinander leben wollen! Und das tönt sehr nach Risiko. Tönt danach, dass man zuerst müsste allein leben können, bevor man ganz sicher weiss: Ein Leben (vorderhand) zu zweit sei auch annehmbar. Soweit scheint sogar Margaret Meads Vorschlag provisorischer Ehen, die erst nach fünf Jahren «ratifiziert» und endgültig geschlossen werden könnten, vernünftiger als unsere Methode: Heiraten einfach und billig, Scheiden schwierig und teuer. Dass, ihr Herren Söhne, mit dem Heiraten für Männer vieles überhaupt erst anfängt, während, Fräulein Töchter, mit dem grossen Hochzeitstag die grosse Show beendet ist und das Leben ohne Scheinwerfer, ohne Kirchenglocken, der Alltag mit Ochsnerkübeln, mit 5-kg-Reinigung, mit verstopften Abläufen und angebranntem Essen — vom Leben hinter den Kulissen, davon redet der kleine gefiederte Amor mit dem Pfeil nicht... man muss selber dran denken. Heiraten-Können, weil sich ein williger Partner findet, ist kein «Status-Symbol», obwohl viele das glauben. Heiraten-Wollen, weil man den Mut hat, mit diesem einen, einzigen Menschen alles, auch die Zukunft, zu teilen, das ist etwas anderes. Denn wer heiratet, gibt die Chancen der Zukunft auf, was andere Lebenspartner angeht. Sagt deutlich: «Ich bin am Ende meiner Suche. Ich habe „es" gefunden. Es: das Richtige, ihn oder sie.» Ob man dabei glücklich wird, ist keine Frage des Partners, sondern der eigenen Philosophie.

Rilke schrieb einmal: «Es fällt niemandem ein, von einem einzelnen zu verlangen, dass er glücklich sei. Heiratet aber einer, so ist man sehr erstaunt, wenn er es nicht ist. Und dabei ist es wirklich gar nicht so wichtig, glücklich zu sein, weder als einzelner noch als Verheirateter.»

Das ändert nichts daran, dass man sich trotzdem für seine Söhne wünscht: Sie sollen glücklich sein. Man kann später so wenig dazu tun! Mädchen kehren zurück zu ihrer Mutter, nehmen sie neu an, kaum sehen sie die Rolle der Frau aus eigenem Erleben. Spätestens bei der Ankunft des ersten Kindes ist die Vormachtstellung der Töchter-Mütter wieder aufgerichtet. Man kann seiner eigenen Mutter nicht Unrecht tun, wenn man ein Kind im Arm hält.

Man wird solidarisch, um sich damit die künftige Solidarität der eigenen Kinder zu erkaufen. Doch diese Mütter der Töchter und Ehefrauen, das sind die Schwiegermütter unserer Söhne. Sie haben alle Rechte; der Zusammenhalt unter Frauen ist stark. Kommt ein Sohn einmal, ohne Frau, für Stunden in sein altes Zuhause, einfach um zu reden, da zu sein, wie er früher immer da war — was sagen die bösen Mäuler? Ein Muttersöhnchen! Sitzt aber eine junge Frau bei ihrer Mutter, plaudert, lässt sich Rezepte aufschreiben, so freut man sich über die Idylle. Von Muttertöchtern redet niemand.

Man sieht, es regt sich die Eifersucht. Es ist schon die Angst da, einen Sohn zu verlieren. Ist das nicht natürlich? Ein Sohn im Haus, das ist nicht nur ein Sohn, das ist auch ein anderer Mann, ist Teil des Mannes, den man liebt. Und Liebe ist ganz im Versteckten immer auch etwas eifersüchtig. Eine Tochter aber ist für die Mutter nicht nur das Kind, sie ist auch die andere Frau im Haus, ist ein Teil junges Ich, das der Vater wohlgefällig ansieht. Gefühle...

Die Gefühle machen, dass Mütter weinen bei Hochzeiten. Das tropft und tropft und tropft. Nicht nur aus Rührung — auch weil sie, aus eigener Erfahrung wohl, für die Zukunft fürchten. Vielleicht brauchen Mütter in Zukunft weder aus Rührung noch aus Zukunftsangst mehr zu weinen. Dann nämlich, wenn sie ihre Söhne, ihre Töchter nicht mehr auf Hochzeit, Ehe, Vermeidung von Ehekrach und auf perfekte Haushaltführung erziehen, sondern dahin: als Einzelmensch und mit sich selber leben zu lernen. Dann gibt keins die Freiheit so schnell auf. Dann rechnet sich jedes die Erfolgsaussichten für ein Leben zu zweit zur Sicherheit dreimal vor. Dann ist ein Ja zwischen Mann und Frau frei von Kalkulationen und rosaroten Hoffnungen, sondern ein klarer Vertrag mit allen Folgen.

Was sehr danach tönt, dass wir endlich zwischen früherer Zeit, welche die «Liebe» als viel zu unverlässlich für eine Ehe betrachtete, und dem Heute, das allein von der Liebe und wenig von der Vernunft lebt, ein glückliches Mittelding gefunden hätten.

Doch was predige ich, was studiere ich.

Fragt einer: Soll ich? Soll ich nicht?

Wer noch fragt und es nicht selber weiss, ist eben nicht reif. Und dass jeder seine Erfahrungen selber machen muss... eine alte Geschichte. Oder glaubte der Bub als kleines Kind, dass das scharfe Messer ihn schneiden werde? Ebensowenig wird er uns glauben, dass das sanfte Fräulein neben ihm auch kätzische Krallen habe, wie er schliesslich auch Teufelshörner hat, und gar kein Engel ist?

Haben wir etwa auf unsere Eltern gehört? Also.

Heidi Roth

Wenn Sie Seife nicht vertragen, waschen Sie sich mit Sebamed

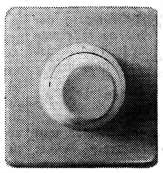
SEBAMED ist speziell für seifenempfindliche, gereizte oder unreine und fettige Haut. **SEBAMED** macht die Haut wieder zartmatt, frisch, natürlich und gesund.

SEBAMED hat einen hohen hautpflegenden, hautreinigenden, hautschonenden und desinfizierenden Effekt. Viele Hautärzte empfehlen **SEBAMED** bei Seifenverbot. **SEBAMED,** in Apotheken und Drogerien zu Fr. 3.90.

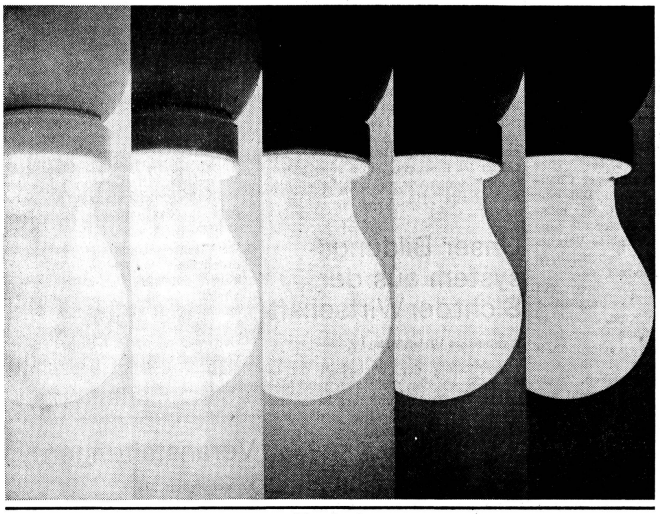
Helligkeit nach Wunsch, mit dem elektronischen Feller-Lichtregler

Feller

An Stelle des Lichtschalters, mit dem Sie das Licht nur ein- oder ausschalten können, ermöglicht der neue elektronische Feller-Lichtregler, die Glühlampen-Beleuchtung stufenlos in ihrer Helligkeit zu regulieren. Beim Fernsehen, beim geselligen Zusammensein, im Schlafzimmer und im Kinderzimmer können Sie mit dem Feller-Lichtregler die gewünschte Beleuchtungsambiance erzeugen. Der Feller-Lichtregler kann ohne bauliche Änderungen an Stelle eines Lichtschalters montiert werden. Er gibt Ihren Räumen eine spezielle Note und macht sich durch Stromersparnis und Schonung der Glühlampen selbst bezahlt. Fragen Sie Ihren Elektro-Installateur.



Adolf Feller AG, 8810 Horgen, Telefon 051/82 16 11



Adolf Feller AG Horgen

Unseren Inserenten wünschen wir ein erfolgreiches

1972

verbunden mit dem besten Dank für das uns bisher erwiesene Vertrauen

Verstopfung?

«Ich nehme immer **Reguletts** bei Darmträgheit. Die wirken mild u. zuverlässig.» Wenn Verstopfung die Ursache von Kopfweh, Nervosität, Müdigkeit oder unreiner Haut ist, können die **Reguletts**-Tabletten Sie davon befreien. **Reguletts** wirkt sicher und mild. Fr. 3.25 in Apotheken und Drogerien.

Reguletts

gegen Darmträgheit

Die Sonderseite VSH Mitteilungen musste verschoben werden. Sie erscheint in Nummer 2 vom 21. Januar.

HSE

Gegründet 1945)

HULL'S SCHOOL OF ENGLISH AND MODERN LANGUAGES

Sprachen im Sprachlabor!

Französisch, Englisch, Deutsch (für Fremdsprachige), Spanisch, Italienisch

Offizielle Stelle für Cambridge-Prüfungen. Vorbereitungskurse für alle Prüfungen. Tel. 28 21 20 Zürich Stampfenbachstr. 69

EXKLUSIVE NEUHEIT: **Mäntel aus echtem, natürlichem Lamahaar** für Damen und Herren!

* Sind federleicht – nur 1500-1800 g * Haben einen schimmernden Glanz und seidenen Griff * Sind überaus strapazierfähig und angenehm im Tragen * Sind erstaunlich preisgünstig: Ab Fr. 625.- * Besitzen das Wärmehaltevermögen eines Persianers * Kein einziges Tier muss für den Träger sterben! Die Haare lassen, nicht das Leben!

Lamahaar-Mäntel von Peter Hahn sind ein reines Naturprodukt. Unbehandeltes Lamahaar aus den Hochländern der peruanischen Anden wird 3dimensional verwebt und zu zeitlos eleganten Modellen verarbeitet.
Verlangen Sie mit untenstehendem Gutschein noch heute unverbindlich das Musterbuch mit den neuen Modellen und Original-Stoffproben des echten Lamahaares bei

Peter Hahn AG

Zürcher-/Gerlikonerstr., 8500 Frauenfeld
Kundendienst Telefon (054) 7 56 52

GUTSCHEIN

für ein Musterbuch mit den neuen Modellen für Damen und Herren (Abbildungen und Qualitätsproben) aus echtem, natürlichem Lama- und Kamelhaar. 5 Tage unverbindlich und kostenlos zur Ansicht.

Name: 306

Adresse:

Peter Hahn AG
Zürcher-/Gerlikonerstrasse, 8500 Frauenfeld

Schweiz. Bund abstinenter Frauen

Angeschlossen dem christlichen Weltbund abstinenter Frauen (World's Women Christian Temperance Union, WWCTU)

SFB Nr. 1 7. Januar 1972
Nächste Ausgabe dieser Seite: 4. Februar 1972
Redaktionsschluss am 21. Januar 1972

Redaktion: Else Schönthal-Stauffer
Lauenenweg 69
3600 Thun
Telefon 033 2 41 96

An alle, die guten Willens sind . . .

Dem neuen Jahrgang unseres Blattes seien die Wünsche des zurücktretenden Generalsekretärs der Vereinten Nationen, U Thant, anlässlich des 25. Jahrestages der UNO-Charta vorangestellt:

«In vielen Ländern ist es ein guter Brauch, anlässlich eines Jahrestages einen Wunsch zu äussern: In Burma haben wir den „Su Taung". In der ganzen Welt spiegeln diese Bräuche die grosse Gemeinsamkeit menschlicher Ziele wider.

Anlässlich des 25. Jahrestages der Vereinten Nationen möchte ich folgende Wünsche für die gesamte Menschheit aussprechen:

Ich wünsche, dass die Menschen aufhören, ihre Mitmenschen wegen ihrer Rasse, ihrer Hautfarbe, ihrer Religion, ihrer Nationalität oder ihrer Ideologie zu hassen oder gar zu töten.

Ich wünsche, dass mehr Liebe, Mitleid und Verständnis die politischen Geschäfte leiten mögen.

Ich wünsche, dass die Reichen und Bevorrechtigten ihren Wohlstand mit den Armen teilen.

Ich wünsche, dass die Nationen einander in der Kultur bereichern und die Menschen in Frieden, Gerechtigkeit und Wohlstand regieren.

Ich wünsche, dass sich alle Nationen mit Mut und Entschlossenheit vereinigen, um den grossen weltweiten Zukunftsproblemen ins Auge zu sehen.

Ich wünsche, dass der gewaltige Fortschritt in Wissenschaft und Technik der Moral, der Gerechtigkeit und der Politik zugute komme.

Ich wünsche, dass die Welt der kritischen Stimme der Jugend aufmerksamer lauschen möge.

Ich wünsche, dass die Führer der grossen Nationen ihre Streitigkeiten endlich überwinden und ihre Kräfte zum Wohl der ganzen Menschheit vereinen.

Ich bete für eine schnelle Wiederherstellung des Friedens im verwüsteten Indochina, für einen gerechten und dauerhaften Frieden im Mittleren Osten und für eine baldige Einbeziehung der Volksrepublik China in die Arbeit der Weltorganisation.

Ich richte meine besten Wünsche — „Su Taung" — an Sie alle und an alle Männer und Frauen dieser Erde, die guten Willens sind.»

Alkoholismus, Sozialproblem Nr. 1 in den USA

Diese Feststellung wird einem als einfachem Touristen in den Staaten kaum offensichtlich.

Dass dem aber so ist, erfuhren wir schon in der Eröffnungsansprache am Internationalen Kongress des WWCTU in Chicago von unserer Weltpräsidentin Mrs. Jarret. Im Jahr 1970 gab es 27 400 schwere Verkehrsunfälle infolge Trunkenheit mit mehr als einer Million unschuldig Verletzter. Mrs. Tooth, die Präsidentin des amerikanischen WCTU, unterstrich, dass 1970 die Amerikaner 22,5 Billionen Dollar für alkoholische Getränke ausgaben, das heisst 2,5 Millionen Dollar jede Stunde. Sie bedauert, dass im Kampf gegen den Drogenmissbrauch der Einfluss der Alkoholindustrie kaum beachtet wird.

Nicht Bars und Gaststätten sind schuld am zunehmenden Alkoholismus in den USA. Im Gegenteil. Der Staat bedauert die langsam versiegenden Steuereinnahmen aus Gaststättelizenzen, welche in Amerika recht hoch sind. Der Alkohol wird zu Hause getrunken. Parties für Kinder und Jugendliche in den «bessern» Kreisen werden immer luxuriöser und der Alkohol fliesst immer reichlicher, obschon (wie zum Beispiel in Connecticut) ein Gesetz besteht, das den Ausschank an Jugendliche auch im Privatkreis verbietet. Schwere Unfälle und Demolierungen nach solchen Parties kommen immer wieder vor, doch Papa zahlt. Mehr als 50 Prozent der Mittelschüler trinken regelmässig Alkohol, die Kriminalität steigt. Das Beispiel der Eltern, die mit Freunden Gelage veranstalten, wird nachgeahmt und von diesen geduldet. Nicht selten aber machen die Jugendlichen später ihren Eltern Vorwürfe.

Auch wächst die Zahl der Kirchen, die nach ihren Veranstaltungen alkoholische Getränke servieren. In vielen Schulen wird der Aufklärungsunterricht, obschon obligatorisch, vernachlässigt, so dass es nicht verwundert, dass die Jungen den Massenmedien erliegen. Die Opfer der Trunksucht werden von Jahr zu Jahr jünger. Intelligentere Studenten verstehen zum Teil mit den Drogen zu leben und vermeiden zum Beispiel die besonders gefährliche Vermischung von Alkohol mit Rauschgiften.

Auf unserer Reise durch die Staaten haben wir von obigen Tatsachen kaum etwas gemerkt. Das Reisen im Ueberlandbus, dem Verkehrsmittel der einfachen Leute, zum grossen Teil Farbiger, ist sehr angenehm. Jeglicher Genuss alkoholischer Getränke während der Fahrt ist verboten, und an den sehr gut und praktisch eingerichteten Stationen wird kein Alkohol ausgeschenkt.

Während unserem zweimonatigen Aufenthalt bekamen wir Einblick in zwölf verschiedene amerikanische Haushalte, darunter keinen von Abstinenten. Zum Durstlöschen wurden uns die verschiedensten Getränke angeboten, doch meist erst zum Schluss hiess es: Oder möchten Sie lieber etwas alkoholhaltiges? Um ein kleines Bild über ihre Trinkgewohnheiten zu zeichnen, möchte ich kurz jede Familie unter diesem Gesichtspunkt vorstellen. Eine alleinstehende Frau, nach der Pensionierung von New York nach Florida gekommen, lebt sehr vornehm mit ihren Katzen und vor allem mit dem reichhaltigen Inhalt ihrer Hausbar. Sie ist sich bewusst, dass sie keinen Alkohol zu sich nehmen darf, wenn sie mit dem Auto ausfährt. — Ehepaar in einem reichen Vorort von Miami in einfachem, aber mit allem Komfort ausgerüsteten Einfamilienhaus, keine Kinder, er deutscher Abstammung. Die Hausbar ist reichhaltig, Abstinenz etwas kaum Verständliches, doch ebenso selbstverständlich akzeptiert, wohl eher aus der in Amerika wirklich spürbaren Haltung heraus, den Mitmenschen so anzunehmen, wie er ist. — Weiter zu meinem Onkel nach Sarasota, 90jährig, mit 18 Jahren ausgewandert. Nach seiner Pensionierung von New York in den Süden gezogen, im Herzen mit seiner Heimat verbunden, hat er sich ein Schweizer Chalet gebaut. Er liebt einen guten Tropfen zum Essen, hat aber sonst alle die guten Eigenschaften der Amerikaner angenommen. — In Atlanta, bei einer sehr wohlhabenden Familie (wir hatten ein eigenes Gästehaus), wird kaum oder vielleicht überhaupt kein Alkohol getrunken, obschon Mr. G. französischer Abstammung und ein viel reisender Geschäftsmann ist. Man lebt und ernährt sich mit Verstand, das heisst, man liess sich wohl hauptsächlich durch die Massenmedien davon überzeugen, dass Alkohol, Nikotin usw. schädlich sind und zieht daraus seine Konsequenzen. Dies scheint mir eine typisch amerikanische Haltung Intellektueller. — In New York lebten wir bei einer Philippinin, Schulpsychologin, keine Hausbar, doch den Eisschrank voller Säfte jeder Art. — Bei unserm Schweizer Botschafter in Washington wurden wir reichlich verwöhnt ohne Alkohol und Nikotin.— Familie Ch., schweizerischer Abstammung, lebt auf dem Lande im NO Ohios, drei Kinder, Mutter Schulsekretärin, Vater Lastwagenführer, typisch amerikanisch, Methodisten, vermutlich fast abstinent. — Unsere Freunde in Auburn, Calif., sind ein älteres Ehepaar. Er hat noch in den Goldminen gearbeitet und liebt ein Glas Wein zum Essen. Florence hingegen als aktiv gewesene Frauenrechtlerin ist Mitglied der Weissen Schleife, besucht aber keine Versammlungen mehr. — Ihr Sohn mit Frau und zwei Töchtern lebt in Carmel (südlich San Franciscos). Sie wissen von unserer Abstinenz und leben während unserm dreiwöchigen Zusammensein auch so, sonst sehr mässig. — Und als letzte ihr Onkel in Vista (südlich Los Angeles), pensioniert, heute Züchter von Orangen (sechs Sorten) und Rosen, stark mit der Kirche verbunden. Seine Familie und er leben mehr oder weniger abstinent. Auf den Strassen begegneten wir tagsüber in den Geschäftsstrassen oder bessern Stadtteilen kaum einem Betrunkenen. Wir fanden solche zum Beispiel in Chicago in der Madisonstreet; Stellenlose, oft Kriegsverletzte. Heruntergekommen liegen sie am Boden oder stehen apathisch herum. Auch die Häuser sind abbruchreif. Ein Film, aufgenommen von jungen White Ribboners zeigte uns diesen Gegensatz vor und hinter den Wolkenkratzern wahrheitsgetreu und erschütternd. Im Negerghetto (Maxwellstreet), das besser nicht von weissen Männern betreten wird, sind Alkohol und andere Drogen Tröster und Mutmacher. Die Auflehnung gegen die Weissen liegt fast spürbar in der Luft und das Fotografieren eines zerfallenen Hauses wäre uns beinahe zum Verhängnis geworden. Drei leicht angeheiterte Neger kamen auf uns zu und waren nur schwer zu überzeugen, dass wir nicht sie, sondern nur die Häuser knipsten. Meine Freundin, seit zehn Jahren Sozialarbeiterin in Chicago, meinte, dass dieses Intermezzo auch schlimme Folgen hätte haben können. Interessant ist, dass die Partei der Black Panther ihren Mitgliedern verbietet, Narkotika bei sich zu tragen, wenn sie für die Partei tätig sind. Kein Mitglied darf während der Parteiarbeit betrunken sein. Sollte er unter Drogen stehen, darf er keine Waffen bei sich tragen.

Wir hatten Gelegenheit, an dem jährlichen Zusammentreffen der verschiedenen Indianerstämme in Gallup (New Mexico) am Eröffnungstag dabei zu sein. Das Fest mit Ausstellung ihres Kunsthandwerks, Rodeos, Tanzvorführungen und Spielen dauert eine Woche. Die Darbietungen waren sehr eindrucksvoll, und wir wurden nur von einem älteren betrunkenen Indianer angebettelt. Wir vernahmen aber, dass das Fest bis Ende der Woche infolge Alkoholgenuss so ausarte, dass die Indianer, die sonst sehr scheu und kaum zu einem Gespräch bereit sind, richtig gefährlich würden und kein Aussenstehender sich mehr in Gallup aufhalte.

Unsere Beobachtungen, dass trotz relativ hohem Alkoholkonsum sehr viele Leute abstinent oder sehr mässig leben, finden wir durch die statistischen Angaben bestätigt. Im Vergleich zu der Schweiz verteilt sich der Alkoholkonsum weniger auf die Gesamtbevölkerung. Die Nüchternheit ist verbreiteter, dafür die Zahl der Alkoholiker höher. Nach Angaben der Schweizerischen Zentralstelle gegen den Alkoholismus lebt ein Drittel der Amerikaner ganz oder fast abstinent. Die Zahl der Alkoholiker wird mit drei Prozent oder sechs Millionen (Schweiz 1,5 Prozent) der Bevölkerung angegeben. Interessant mag auch der Vergleich mit der Schweiz bezüglich der Art der konsumierten alkoholischen Getränke sein: je Jahr

	Amerika: Liter	Schweiz: Liter
reiner Alkohol je Kopf	6	10
Branntwein	7	4,6
Bier	67,4	77
Wein	4,5	40
Besteuerung der alkoholischen Getränke	40%	13—14%

Zur Bekämpfung des Alkoholismus hat Amerika vor einem Jahr ein umfassendes Gesetz über den Missbrauch von Alkohol und über Verhütung, Behandlung und Rehabilitation des Alkoholismus verabschiedet. Für die Subventionierung stellt der Bund den Staaten 130 Millionen Dollar zur Verfügung, was für die Schweiz acht Millionen Franken (heute 6,5) ausmachen würde. Doch wird durch dieses Gesetz der Einfluss des mächtigen Alkoholkapitals kaum tangiert.

Dass aber der Alkoholkonsum eines Landes nicht dem Lebensbedürfnis eines Volkes entspricht, sondern das Resultat der mit allen Massenmedien angepriesenen geistigen Getränke durch die Alkoholproduzenten ist, beweist die Geschichte Amerikas. Davon, das heisst von der Geschichte des Alkoholismus in Amerika, möchte ich ein andermal berichten. *Trudi Schenk*

Erfreuliches Ergebnis

Unser Ziel war es, im Rahmen der Gesamtrenovation des «Heim» Neukirch an der Thur an die Renovation der Stube 10 000 Franken aufzubringen. Heute freuen wir uns, mitteilen zu dürfen: Dank der Anstrengungen kleiner und grosser Ortsgruppen haben wir dieses Ziel erreicht!

Der Beitrag der deutschschweizerischen Ortsgruppen in bar und natura belief sich bis Ende des Jahres 1971 auf rund 11 200 Franken. Der Basar in Winterthur ergab allein etwa 6000 Franken. Folgende kleine Ortsgruppen der französischen Schweiz haben mitgeholfen, den Betrag um 1100 Franken aufzurunden: Lausanne, Yverdon, Vevey, Corcelles, Moutier, Neuenburg, die Gruppen des Kantons Neuenburg und die jurassischen Ortsgruppen. Total: 12 300 Franken. Wir freuen uns über diese Solidarität! *H. Ketterer*

Nachwuchsfragen

Einführungsreferat an der schweizerischen Arbeitstagung auf dem Rügel (Zuhanden der Diskussion in den Ortsgruppen)

Wenn es ein fertiges Rezept dafür gäbe, dann brauchte ich nicht zu Ihnen zu sprechen, sondern könnte es an jede Teilnehmerin einfach verteilen.

Auch wenn die Gegebenheiten in unsren Ortsgruppen verschieden sind, gibt es doch Ueberlegungen, die für alle gleich sind. Bevor wir uns besinnen über die Frage: «Wie gewinnen wir Mitarbeiterinnen in den Vorstand oder für das Präsidium?» stellen wir uns vor, wie eine Präsidentin sich verhalten sollte und was für Eigenschaften sie haben müsste, oder sich anzueignen hätte.

Bitte, denken Sie nicht, ich sei imstande, die nachstehenden Bedingungen zu erfüllen, vielmehr bin ich mit Ihnen unterwegs, suche Wege, lernte und lerne aus guten und schlechten Erfahrungen.

Ich stelle folgende Punkte zur Diskussion:

1. Eine Präsidentin soll überzeugt sein, dass die Alkoholfrage in ihren verschiedenen Auswirkungen ernst zu nehmen ist und dass Abstinenz auch heute noch eine Aufgabe ist. Sie fördert auch bei ihren Mitgliedern das Bewusstsein, dass wir gemeinsam in einem Dienst stehen.

Frances Willard: «Nicht alles ist in der Abstinenzbewegung enthalten, aber die Abstinenzbewegung muss in allem enthalten sein.»

Die Vorstellung Frances Willards: «Trotz der vielen Kleinarbeit verlor Frances Willard nie die Uebersicht über die höheren Aufgaben des Bundes. Viele Mitglieder wären zufrieden gewesen mit der Trinkerrettung, einigen Sitzungen, Basaren und Gebeten und hätten sich um das Weitere nicht gekümmert. Für Frances waren das aber nur Teilarbeiten zugunsten ihres grossen Ideals, der Arbeit für Gott, Heim und Menschheit. Ihr Bund sollte eine grosse erzieherische, moralische und politische Aufgabe erfüllen, sollte den Geist der Regierung und der Gesellschaft ändern. Natürlich gelang ihr das nicht vollkommen, aber auf jeden Fall erzog sie ihre Mitglieder so, dass sie weitsichtig und uneigennützig wurden.»

2. Eine Präsidentin freut sich am Kontakt mit verschiedenen Frauen. Sie sieht nicht nur Mitglieder vor sich, sondern Frauen — Menschen — Mitmenschen.

3. Sie bereitet sich vor, eventuell mit dem Vorstand, wenn es sich zum Beispiel um ein Rundgespräch handelt.

4. Sie kann Arbeiten delegieren, lässt andere gelten, achtet auf schüchterne Frauen und deren allfällige Wünsche und Anregungen. Sie informiert die Vorstandsmitglieder, in zeitlich dringenden Entscheidungen wenigstens die Vizepräsidentin, über Delegationen, Mitteilungen den schweizerischen Bund betreffend — Frauenzentrale, BSF —, aber auch über Mutationen — Mitglieder, die besucht werden sollen, alters- oder krankheitshalber. Sie erkundigt sich telefonisch bei Mitgliedern, die lange nicht mehr an Zusammenkünfte kamen.

5. Sie erträgt Kritik — ermöglicht den Vorstandsmitgliedern und andern Mitgliedern oder Gönnerinnen freie Aussprache zum Beispiel an einer Hauptversammlung.

6. Sie spürt, wer sich zu was eignet, sie ermutigt und stärkt das Vertrauen ihrer Mitarbeiterinnen und anerkennt ihr Mitdenken.

7. Sie ist hellhörig — liest Zeitungen — Frauenblatt, Petite Lumière und andere abstinente und nicht abstinente Blätter, weiss, was aktuell ist — zum Beispiel Abstimmungen usw.

Vielleicht ergänzen Sie diese Aufstellung um weitere wesentliche Erfordernisse.

Das schlimmste Hindernis zur Nachwuchsgewinnung ist das Einmannsystem. Ich weiss selbst, wie man in Versuchung gerät, lieber alles selbst zu machen, wie eine tüchtige Mutter, weil es rascher geht. *Es braucht Zeit,* Frauen zu instruieren und aufzubieten für eine bestimmte Aufgabe. Für die Vorstandsmitglieder indessen ist es langweilig, nur zuzuhören, was die Präsidentin alles schafft und zu tun gedenkt und sie sitzen mit schlechtem Gewissen dabei. Was denken Sie von einer Präsidentin, die sagt: «Ihr könnt dann sehen, wie ihr's macht, wenn ich zurücktrete, dann merkt ihr, wieviel Arbeit so ein Amt bringt.» Möchten wir da die Nachfolge antreten?

Wie stellen Sie sich zu einem Turnus eventueller Begrenzung der Amtsdauer einer Präsidentin auf zehn Jahre?

Die Erfahrung hat gezeigt, dass gute Präsidentinnen, die länger als 20 Jahre im Amt waren, der Ueberalterung nicht mehr begegnen konnten. Andererseits ist es nicht richtig von einem Vorstand, die Präsidentin quasi festzunageln. Dies hilft dem Fortbestand der Ortsgruppe wenig. Der Vorstand ist mitverantwortlich für Nachfolge und Weiterbestand der Ortsgruppe (eventuell Gönnerinnen in den Vorstand).

Vielleicht wäre noch ein Wort über die Gestaltung der Zusammenkünfte zu sagen und den Raum, in dem sie stattfinden. Mitglieder und Gäste sollen das Gefühl haben, es bedeute etwas, zu einer Zusammenkunft eingeladen zu werden.

Wenn ich zurückdenke an meine Anfänge, wie schüchtern ich war und wie viel Ermutigung ich erfahren habe, wieviel Bereicherung mir der Schweizerische Bund abstinenter Frauen geboten hat, so bin ich dankbar und empfinde diese Zeit mit ihren wertvollen Begegnungen als eine erfüllte Zeit. Dies wünsche ich für jüngere Frauen und Mitarbeiterinnen auch.

Zusammenfassend glaube ich, ist beim Nachwuchsproblem das «Image» der Ortsgruppe sowie das Programm weitgehend ausschlaggebend für die Gewinnung neuer Mitglieder und Mitarbeiterinnen. Nicht minder wichtig sind die Persönlichkeit der Präsidentin und ihr Team (Vorstand). Es gilt auch für unser Amt, was Goethe sagte: «Und setzet ihr nicht das Leben ein, nie wird euch das Leben gewonnen sein.» *H. K.*

Neue Bücher

Ravensburger Elternbücher

Die bekannte süddeutsche Spielzeugfirma gibt seit kurzem auch eine Taschenbuchserie zum Thema der Erziehung heraus. Unter den sechs bis jetzt erschienenen Bänden sind die einen Neudrucke bekannter Werke, die andern erstmals veröffentlichte Arbeiten. In Band 1, betitelt «Mutti, was soll ich lesen?», behandelt *Sybil Gräfin Schönfeldt* den Wert der Kinder- und Jugendliteratur für die Heranwachsenden, die es hoffentlich lernen, mit Büchern zu leben. Die Autorin gibt beachtenswerte Hinweise zur Auswahl guter Bilderbücher, nennt das häusliche Vorlesen die «schönste und beste Familiensitte» und behandelt auch die Frage, ob Märchen noch zeitgemäss seien. Sie meint, dass aus «Buchgesprächen» unversehens auch «Erziehungsgespräche» werden können und liefert auch noch eine Liste empfehlenswerter Kinder- und Jugendbücher, die zwar den «Robinson», Selma Lagerlöfs «Nils Holgersson» und die zehn «Doktor-Dolittle»-Bände enthält, nicht aber das «Heidi» von Johanna Spyri.

Drei weitere Ravensburger Elternbücher sind Neudrucke von bewährten Werken schweizerischer Autoren. Der Zürcher Kinderarzt *Rudolf Anderes* macht in seinem Band «Aus dem Sprechzimmer des Kinderarztes» auf die richtige Ernährung, auf Krankheiten und auf die geistige und körperliche Entwicklung des Kindes bis zur Pubertät aufmerksam. Er geht auch auf erzieherisch so wichtige Dinge wie den Schlaf, das Fernsehen, Kind und Autofahren ein.

Der deutschfreiburgische Lehrer *Hans Fürst* bietet in seinem Text: «Eltern erziehen Kinder — Kinder erziehen Eltern» viele wertvolle Anregungen für ein der Erziehung günstigeres Familienklima. Eine ganz besondere Beachtung verdient die Neuauflage von *Paul Moors* tiefgründigem Buch über «Das Spiel in der Entwicklung des Kindes», das nicht bloss viele Anregungen für richtig verstandenes Kinderspiel enthält, sondern darüber hinaus dem Leser verhilft, der eigentlichen Welt des Kindes näherzukommen. Hat es das Kind leichter in der modernen Welt, oder türmen sich vor ihm neue Schwierigkeiten auf, die es früher auf dem Weg zur Selbstverwirklichung weniger gab? Wenn es uns gelingt, unsern Kindern das Tor zu erfülltem Spiel zu eröffnen (was keine Selbstverständlichkeit ist), dann dürfte die Frage eindeutig zugunsten der heutigen Welt beantwortet sein.

Zur Ravensburger Elternbuchserie gehört ferner ein ungewöhnliches und ungewöhnlich interessantes Aufklärungsbuch: «Was Eltern über Aufklärung wissen sollten» von *Peter Kolosimo* (es ist aus dem Italienischen übersetzt), ferner ein aus dem Englischen übertragenes Werk «Hilfe für das zerebral gelähmte Kind». Das Buch ist gemeint als Anleitung zur häuslichen Förderung dieser schwer benachteiligten Kinder, und zwar nach der Methode des englischen Ehepaares Bobath. Der Text will Hinweise vermitteln, wie Eltern ihre Kinder «hantieren und behandeln müssen, um ihnen zu helfen, sich selber zu helfen». Eine deutsche, an einer Universitäts-Kinderklinik wirkende Aerztin hat zu diesem Buch ein empfehlendes Vorwort geschrieben. Die Verfasserin *Nancie R. Finnie* behandelt darin so alltägliche Dinge wie das Baden, das Ankleiden und das Ernähren der zerebral Geschädigten. Ihre Ausführungen werden durch viele sprechende Illustrationen unterstützt. Hinweise auf Hilfsmittel, Spiel- und Beschäftigungsmaterial sind dem Text beigegeben.

Wer diesen recht überzeugenden Anfang einer Buchreihe vor sich sieht, wartet mit Spannung auf eine hoffentlich bald eintreffende Fortsetzung. Die bisherigen Bände eignen sich ausgezeichnet für junge Eltern, Erzieher und Lehrkräfte und wären auch eine wertvolle Grundlage für Erziehungsdiskussionen im Rahmen von Elternzirkeln und Volkshochschulabenden.

Willi Vogt

«Ravensburger Elternbücher» (Otto Maier Verlag, Ravensburg).

Bababa, Mamama

Der Titel spricht es bereits aus: die ersten definierbaren Silben eines Säuglings, die wir Erwachsene als das erste wirkliche Wort erkennen können. Der Säugling seinerseits will unter seinem Geplauder nicht die von den Erwachsenen verstandenen Wörter gemeint haben, wie er es uns in seinem Tagebuch weismacht. Aus der Babyperspektive scheint überhaupt unsere ganze Welt verrückt, auf den Kopf gestellt und nicht sehr begehrenswert.

Es liegt ein Tagebuch eines Säuglings vor, das er im Alter von sechs Wochen beginnt und mit ungefähr sechzehn Monaten, wenn er alleine gehen kann, abschliesst, da ihm die Zeit zu seinen Notizen fortan fehlt. Die Freuden und Leiden eines Babys sind viel grösser und ganz anders als die Erwachsenen es sich schlechthin vorstellen. Dieser Säugling unterlässt die Kritik an seiner Umwelt, seinem Vater und seinen Onkeln und Tanten, die ihn bewundern und herzen, was dem kleinen Erdenbürger sehr lästig ist, durchaus nicht. In seinem kurzen Erdendasein kommt nur Neues auf ihn zu: Hungergefühle, die von den Erwachsenen nicht erkannt werden, der erste Besuch des garstigen Herrn Doktor mit seinem geheimnisvollen Köfferchen, die ersten Zähne, das Spiel mit den Händen, das fröhliche Bad und der verschmähte Topf mit all den damit verbundenen Tücken, die ersten Silben und Wörter, Begegnungen über Begegnungen mit der neuen Welt und mit den Menschen, die darin leben, wie sie eben jeder Säugling erfahren muss.

Dieses besondere Baby räsoniert und bekrittelt seine Umgebung mit der Logik eines Erwachsenen und wirkt notgedrungen sehr altklug. Es klingen kaum verträumte und verspielte Töne aus seinen Betrachtungen, sondern aus seiner Sicht wird es bereits von den Erwachsenen, die ja alle so dumm sind, nicht verstanden.

Wie gelangt nun aber das Tagebuch eines Säuglings in Druck? Sein Vater, *Karl Eugen Schmidt*, hat es ihm heimlich abgeschrieben, nur gut, dass der Säugling noch keine Kenntnis davon hat! Eine mögliche Lektüre fürs Wochenbett, die die junge Mutter gleichzeitig mit Babyansichten vertraut macht. *cs*

Karl Eugen Schmidt: «Bababa, Mamamama» (Büchler-Verlag, Wabern, Bern).

Von vorne und hinten zu lesen

Ein Büchlein mit zwei Anfängen — ein Büchlein für die Kinder und für die Eltern — haben *Felix Mattmüller-Frick* in Zusammenarbeit mit *Else Reichel*, die für die Kindergeschichte verantwortlich ist, und *Therese Keller*, Illustratorin, herausgegeben: «Die roten Sandalen» und «Wenn unser Kleines trotzt, was dann?» Die Idee, anhand einer beispielweisenden Geschichte eine kleine Erziehungslehre zu entwickeln, ist recht sinnvoll. Das Bilderbuch führt uns in die Welt der Zwei- bis Fünfjährigen, die für uns Erwachsene oft recht schwierig zu ergründen ist. In diesem Zeitabschnitt entwickelt sich das Kind zu einer selbständigen Persönlichkeit, löst sich los von der Mutter, um seinen Platz in der Gemeinschaft zu suchen. Die unscheinbare Geschichte aus dem Kinderalltag erzählt von einem trotzenden kleinen Mädchen, wie sie die Mütter zur Genüge kennen.

Kehrt man das Buch um, beginnt man es von hinten zu lesen, stösst man auf Grundelemente in der Entwicklung des Kleinkindes. Mit viel Verständnis versucht der Autor, Felix Mattmüller, Reaktionen der Kleinen darzustellen und sie zu erklären. Er fordert liebevolles Verständnis und konsequente Zurechtweisung gegenüber dem Kleinkind. *cs*

Felix Mattmüller-Frick: «Die roten Sandalen / Wenn unser Kleines trotzt, was dann?» (Blaukreuz-Verlag, Bern).

«Warum du geboren wurdest»

Eine Schallplatte zur Sexualerziehung

«Auch unsere Kinder werden erfahren müssen, dass ihnen die Liebe in allen Erscheinungsformen die schönsten und die bittersten Augenblicke des Daseins schenkt», schreibt Alexander Comfort in seinem Buch «Der aufgeklärte Eros». Dieses Zitat dürfte Sinn und Zweck der Sexualerziehung genau beinhalten, die nicht nur eine Aufklärung über die körperlichen Funktionen, sondern noch viel mehr eine Lebenshilfe sein soll. Lebenshilfe in dem Sinne, dass die Geschlechtserziehung die mitmenschliche Beziehung der Sexualität in den Mittelpunkt stellen soll. Das Kind soll sich im seelischen wie im körperlichen Bereich normal entwickeln können, es soll ein bejahendes Verhältnis gegenüber dem Körper, der Geschlechtlichkeit und der eigenen Rolle als Mädchen oder Knabe bekommen.

Untersuchungen haben ergeben, dass nur rund ein Drittel aller Eltern ihre Kinder aufklären. Aus diesem Grunde wurden Versuche unternommen, die Sexualkunde in den Schulunterricht einzubeziehen. Es wurden jedoch Kritiken laut, die wünschen, dass die sexuelle Erziehung in der Familie stattfinden soll.

Die Firma *Franz Carl Weber AG* hat nun als grosse Neuigkeit eine Aufklärungsplatte für Kinder von sechs bis zehn Jahren herausgebracht. Die weitverbreitete Reaktion war: Was soll das, eine Aufklärungsplatte? Wird den Eltern auch noch die letzte Aufgabe und Verpflichtung abgenommen? Anstatt mit ihren Kindern ins Gespräch über ein für viele Eltern noch heikles Thema zu kommen, können sie sich billig mit einer Schallplatte aus der Affäre ziehen?

So einfach wird es den Eltern nicht gemacht, denn die Schallplatte will *nur Hilfsmittel* zu einer vollwertigen Aufklärung sein. Es liegt der Schallplatte ein Brief von Dr. Willy Canziani, Jugendpsychologe und Fachberater bei der Konzipierung dieser Platte, bei, in dem er deutlich ausdrückt, dass diese Platte niemals ein Gespräch zwischen Eltern und Kindern ersetzen kann, sondern dass sie lediglich Gesprächs- und Denkanstösse vermitteln will. In diesem Sinne verstanden, darf diese Aufklärungsschallplatte als wertvolles Hilfsmittel in der Sexualerziehung betrachtet werden.

Den Anstoss dazu gab eine hochdeutsch gesprochene Aufklärungsplatte, die letztes Jahr auf den Markt kam und wider Erwarten grossen Absatz fand. Die Firma Franz Carl Weber AG kam zum Schluss, dass den Kunden besser gedient wäre, wenn eine Platte mit solch subtilem Inhalt in Mundart gesprochen und auf die schweizerische Mentalität abgestimmt wäre.

In Zusammenarbeit mit Dr. Canziani übernahm *Karen Meffert* die wichtige Aufgabe, das Manuskript neu zu überarbeiten. Es gelang ihr, dieses wichtige Thema kindergerecht, feinfühlig und wirklichkeitsgetreu darzustellen und neben den biologischen Funktionen der Sexualität ebenso die schwer zu erfassenden Gefühlsmomente der Liebe, die partnerschaftliche Beziehung miteinzuschliessen. Die Stimmen der beiden Sprecher, Karen Meffert und Peter W. Loosli, erweisen sich durch ihre Wärme und durch das grosse Verständnis zum Kinde überhaupt als besonders geeignet. Sie strömen das nötige Verständnis und die nötige Herzensbildung vom Text wie auch vom Ton her aus. Das Gespräch wird von Kinderversen und bekannten Kinderliedern aufgelockert. Die Schallplatte erhielt die Unterstützung für Lehrmittel und Erziehungshilfe und Elternbildung und das Patronat der «Pro Juventute». *Corinne Stahel*

Spontan geschrieben - spontan gekocht

«Spielend kochen» nennt sich das neue N-Rezeptbuch aus der bereits wohlbekannten Reihe ebenso handlicher wie zweckdienlicher Kochbücher. Handlich deshalb, weil in den Küchen unförmige «Kochschünken» bekanntlich nur widerwillig gewälzt werden und sie sich daher höchstens fürs Büchergestell eignen, zweckdienlich, weil die schmalen, aber inhaltsreichen Rezeptbändchen aus der N-Reihe auch wirklich für den Hausgebrauch rezeptiert und daher wirklich nützlich sind. «Spielend kochen» entstand aus der Kochfreundschaft zwischen der bekannten Kochbuchautorin Marianne Kaltenbach und dem Tessiner Hotelier Fred Feldpausch, in dem bei aller gastronomischen Routine noch immer ein wenig der Hobbykoch schlummert. Das gemeinsame «œuvre» der beiden Autoren ist ein unkonventioneller, überaus leckerer Querschnitt durch das ABC des Essens: Suppen, Vorspeisen, Fischspezialitäten, währschafte Hausmachergerichte, Gemüsedelikatessen, Evergreens, süsse Gourmandises, Feinstes aus der Grande cuisine und vieles mehr. «Spielend kochen» verleitet dazu, spontan zu kochen. Und Spontaneität ist oft der beste Koch. *-hlh-*

(Verlag Fabag + Druckerei Winterthur AG.)

Schulzeit

Man ist geneigt zu denken, beim Primarschulkind zeigten sich noch kaum Erziehungsprobleme, die schwierige Phase komme erst später. Aber dies trifft nur beschränkt zu. Da ist zunächst der so wichtige Entscheid zu fällen, ob das Kind schulreif ist, ob der Schritt vom Kindergarten zur «grossen» Schule gewagt werden darf oder vielleicht, ob es schon höchste Zeit ist, ihn zu tun. Woran ist dies zu erkennen, und wie kann man ein Kind auf die Schule vorbereiten? Mit dem Schuleintritt stellen sich zahlreiche neue Probleme, wie sie sich aus der Begegnung mit den Lehrern und dem Zusammenleben mit den Kameraden ergeben. Wie sollen sich die Eltern in den verschiedenen Situationen verhalten? Magdalena Schalcher zeigt uns dies an zahlreichen Beispielen und macht deutlich, wie man in dieser Entwicklungsphase des Kindes vorgehen kann. Das Buch ist sehr anregend und lebendig geschrieben und wird vielen Eltern eine Hilfe bedeuten. *G. R.*

Magdalena Schalcher-Müller: «Schulzeit». Mit unseren Kindern im Erziehungsalltag Blaukreuz-Verlag, Bern).

Neueingänge

Hellmut Dillenburger / Sigwart Korn: «Autowerk». Konstruktion, Erprobung, Serienbau. Illustriert (Otto Maier Verlag, Ravensburg).

Dietrich Kirsch / Jutta Kirsch-Korn, Sgiwart Korn: «Bahnhof». Der moderne Bahnhof — ein technisches Abenteuer. Illustriert (Otto Maier Verlag, Ravensburg).

Rudolf Wollmann / Walter Diem: «Das neue Mach es selber». Ein praktisches Handbuch für alle Do-it-yourself-Techniken (Otto Maier Verlag, Ravensburg).

Bastelbücher

B. Pauli: «Bunt bemalte Holzgeschenke» (Ravensburger Hobbybücher).

Renate Herzog / Sabine Kühn: «Hübsch bezogen — bunt beklebt» (Ravensburger Hobbybücher).

Bonny Schmid-Burleson: «Makramee-Knüpfereien» (Ravensburger Hobbybücher).

Jutta Lammèr: «Pelz, Leder und Fell» (Ravensburger Hobbybücher).

Jutta Lammèr: «Das grosse Ravensburger Handarbeitsbuch». Sticken, Häkeln, Knüpfen, Weben, Stricken, Applikation, Patchwork (Otto Maier Verlag, Ravensburg).

Jutta Lammèr: «Kinder basteln Geschenke». 100 Sachen zum Selbermachen (Otto Maier Verlag, Ravensburg).

Veranstaltungen

Berner Lyceumclub

Freitag, 14. Januar, 16 Uhr: Tschechische und slowakische Musik mit Eva Plesko, Klavier, und Peter Schmalfuss, Klavier. Werke von Antonin Dvořák, Leos Janáček, Jan Cikker, Stephan Nemeth-Samorinsky.

Freitag, 21. Januar: «Kulissenplauderei» von Volker Hesse.

Montag, 24. Januar, 20.15 Uhr: Susy Langhans-Maync liest vor (zugunsten der sozialen Sektion, Fonds Nelly Beck) aus ihrem Buch «Madame de ...».

Freitag, 28. Januar, 16 Uhr: Referat von Fräulein Schläpfer, Polizeiassistentin: «Die psychologische Situation des Kindes als Zeuge im Strafverfahren».

*

22. Januar: Präsidentinnenkonferenz der *Sozialdemokratischen Frauen der Schweiz*, in Solothurn.

Frau und Gesellschaft

Sendungen des Schweizer Radios 10. bis 21. Januar

Montag, 10. Januar, 14 Uhr
Dur d Wuche dure
Eine Frau macht sich ihre Gedanken
Heute: Lisel Lee

Dienstag, 11. Januar, 14 Uhr
Anders als bei uns?
Ein Gespräch mit Marianne Lothar über ihre Tätigkeit als Sozialarbeiterin in den USA

Mittwoch, 12. Januar, 14 Uhr
Immer in zärtlicher Achtung (III)
Aus dem Briefwechsel der Abigail Adams-Smith mit ihrem Mann John Adams während der amerikanischen Unabhängigkeitskriege
Manuskript: Grety Witmer-Tribolet
Leitung: Katharina Schütz

Donnerstag, 13. Januar, 14 Uhr
Ein Gradmesser der Zivilisation:
Lepra
Orientierung von Dr. med. Carl Schnorrenberger, gelesen von James Meyer

Freitag, 14. Januar, 14 Uhr
1. Was soll ich tun?
Dr. Alice Wegmann gibt Auskunft über Rechtsfragen aus dem Alltag
2. Eltern fragen — wir antworten
Ratschläge für die Erziehung unserer Kinder

Montag, 17. Januar, 14 Uhr
Venezuela
Kühles Caracas, ausgetrocknete Savanne, verkünsteltes Oelcamp
Plauderei von Illa Tanner

Dienstag, 18. Januar, 14 Uhr
Neue Bücher

Mittwoch, 19. Januar, 14 Uhr
Wir Frauen in unserer Zeit
Berichte aus dem In- und Ausland
Redaktion: Katharina Schütz

Donnerstag, 20. Januar, 14 Uhr
Der alte Mensch
12. und letzte Sendung:
Beratungsstellen
Manuskript und Leitung:
Katharina Schütz

Freitag, 21. Januar, 14 Uhr
Türkisches Mosaik
(Dr. Hugo Föllmi)

SFB SCHWEIZER FRAUENBLATT

Auflage: 13 000

Unabhängiges Informationsorgan für Fraueninteressen und Konsumentenfragen
Gegründet 1919

REDAKTION ALLGEMEINER TEIL:
Vreni Wettstein, 8712 Stäfa,
Telefon 01 73 81 01

Treffpunkt für Konsumenten:
Hilde Custer-Oczeret
Brauerstrasse 62, 9000 St. Gallen,
Telefon 071 24 48 89

Schweiz. Verband für Frauenrechte
Anneliese Villard-Traber
Socinstrasse 43, 4051 Basel,
Telefon 061 23 52 41

Mitteilungsblatt des Schweiz. Bundes abstinenter Frauen
Else Schönthal-Stauffer
Lauenenweg 69, 3600 Thun,
Telefon 033 2 41 96

Verband Schweizerischer Hausfrauen
Erika Jäggi-Frank
Offenburgerstrasse 9, 4057 Basel
Telefon 061 49 70 98

Schweiz. Verband der Berufs- und Geschäftsfrauen «Courrier»
C. Wyderko-Fischer, 8400 Winterthur,
Wylandstrasse 9, Telefon 052 22 76 56

Frauenzentralen — Frauenpodien:
M. Kaiser-Braun, 8400 Winterthur,
Brühlbergstrasse 66, Telefon 052 22 44 38

VERLAG:
Buchdruckerei Stäfa AG,
8712 Stäfa am Zürichsee,
Telefon 01 73 81 01, Postscheckkto. 80-148
Verlagsleitung: T. Holenstein

INSERATENANNAHME:
Buchdruckerei Stäfa AG,
8712 Stäfa am Zürichsee
Telefon 01 73 81 01

Jahresabonnement: Schweiz: Fr. 19.60;
Ausland: Fr. 24.—

Insertionstarif: einspaltige Millimeterzeile (27 mm) Fr. —.25, Reklamen (57 mm) Fr. —.75. — Annahmeschluss Mittwoch der Vorwoche.